

# Bücher in Zeiten des Krieges



**Menschen in der Ukraine:**  
2. Februar 2022: Alexandra Tse-khanovska, 30, IT-Sicherheits-Expertin in Kiew, mit ihrer Notfallausrüstung für den Fall eines russischen Angriffs

Foto: Guillaume Herbau/VU/laif

„Natürlich können Bücher den Krieg nicht beenden. Aber Bücher können dir im Krieg helfen, nicht unterzugehen“, schrieb der ukrainische Starautor Serhij Zhadan bereits vor dem russischen Angriff auf seine Heimat. Dazu ein Essay **6 +7** und eine Sachbuch-Schau über das deutsche Bild von Putin **3**. Außerdem in dieser Literataz: viele Neuerscheinungen aus dem Frühjahr

## Bücher von

Yasmina Reza, Catherine Belton, Stefan Creuzberger, Nadire Biskin, Michaela Maria Müller, Yannic Han Biao Federer, Andreas Stichmann, Peter Sís, Núria Tamarit, Antje Damm, Philipp Lepenies, Amia Srinivasan, Peter Geimer, Ronen Steinke, Wolf Haas

Anzeige



© Bettina Flitner

## Kann ein Buch einen Lebensschmerz überwinden? Ja.

Als die Fotografin Bettina Flitner vom Suizid ihrer Schwester erfuhr, waren Schock, Lähmung und Verzweiflung die ersten Reaktionen. Doch dann entschied sie sich zum Erzählen. Tief bewegend und meisterhaft – ein Buch der Befreiung.



Gebunden  
€ (D) 22,-  
Verfügbar auch  
als E-Book

Kiepenheuer  
& Witsch

editorial

# Gegen das Regime des Krieges

Der Angriff auf die Ukraine stellt eine historische Zäsur dar. Zu Fotos und Themen dieser Literataz

Katharina Raabe, 1957 geboren, ist die deutsche Verlagslektorin solcher ukrainischer Literaturstars wie Serhij Zhadan und Juri Andruchowytsh. Wir haben sie in ihrem Büro in Berlin besucht. Der russische Angriff auf die Ukraine erschüttert sie wie so viele Menschen hierzulande derzeit. Katharina Raabe fürchtet: „Im Moment wird alles zerstört, was in den vergangenen 30 Jahren an Gutem aufgebaut wurde.“ Und das, kann man ergänzen, war gerade in Bezug auf die Literatur aus der Ukraine eine Menge.

Neben Zhadan und Andruchowytsh, Andrej Kurkow und Oksana Sabuschko wären auch zu nennen, sind die deutschen Autorinnen mit ukrainischem Hintergrund Sasha Marianna Salzmann und Katja Petrowskaja wichtige Stimmen in Deutschland. Und es ist angesichts der vielen Opfer keineswegs zynisch festzustellen, dass der russische Angriff auch einfach traurig stimmen kann: Ein Autor wie Serhij Zhadan hätte – anarchistisch und ironisch, wie er lange war – auch hip und cool werden können, wenn Putins Repression ihn nicht zwingen würde, in seiner angegriffenen Heimat ein Held zu sein.

Dazu ein Essay auf den Seiten 6 und 7 dieser Literataz. Zum Ukraine-Komplex schreibt zudem auf der Seite 3 Jens Uthoff einen kleinen Sachbuch-Überblick, in dem klar wird, dass unsere Gesellschaft viel früher über Putins Absichten im Bild hätte sein können.

Wir haben uns entschlossen, diese Literataz mit Porträts aus der Ukraine zu bebildern, um die Menschen aus der Ukraine nicht aus dem Blick zu verlieren. Es sind die Bilder aus einem neuen Alltag, einem Alltag der Traumatisierungen und des Leids, der eigentlich gerade nicht Alltag ist, sondern eine historische Zäsur darstellt. Und das nicht bloß für die Ukraine.

Neben den Bildern und den Nachrichten vom Krieg verlieren all die anderen Themen schnell an Bedeutung. Doch es wäre falsch, alles Denken dem Regime des Krieges zu unterstellen und das Staunen, Wünschen und Hoffen, wie es auf unserer Kinderbuchseite (S. 8) heißt, zu vergessen. Auch wie ein großer Bogen weiter zu spannen wäre, hin zu einer sozialökologischen Transformation, diskutieren wir weiter, in dieser Literataz mit dem Buch von Philipp Lepenies mit dem Titel „Verbot und Verzicht“. Ein Titel, der aktuell ganz andere Gedanken evoziert, Stichwort Krieg.

Außerdem in dieser Ausgabe: Amia Srinivasans Buch über innerfeministische Kämpfe und die Frage, warum so viele Feministinnen auf den patriarchalen Staat vertrauen; Ronen Steinkes Analyse der deutschen Klassenjustiz, Peter Geimers Untersuchung, wie Geschichte zu Bildern wird und vieles mehr.

Viel Spaß beim Entdecken und Lesen. Dirk Knipphals und Tania Martini

Impressum

Redaktion: Dirk Knipphals, Tania Martini  
 Layout: Jörg Kohn  
 Foto-Redaktion: Christian Jungeblodt  
 Anzeigen: Tina Neuenhofen  
 taz die tageszeitung taz Verlags- und Vertriebs GmbH | Friedrichstraße 21 | 10969 Berlin  
 Vi.S.d.P.: Ulrike Winkelmann



Menschen in der Ukraine

2. März 2022: Ein Soldat der ukrainischen Landesverteidigung inspiziert seine Waffe

Foto: Mikhail Palinchak/reuters

# Anstrengende Menschen

Yasmina Reza hat ein geistreiches Konversationsdrama in Prosaform geschrieben, in dem ein Familienausflug nach Auschwitz mit einem Zerwürfnis endet: „Serge“

Von Katharina Granzin

Serge kann ein wahrer Kitzbrocken sein. Einerseits. Andererseits ist er Familie, und das schlägt alles. Diese Familie unternimmt in diesem Roman eine Reise nach Auschwitz; und wenn man die hiesigen Rezensionen von Yasmina Rezas neuestem Werk scannt, könnte man den Eindruck bekommen, dass Auschwitz das Hauptthema des Romans sei.

Das stimmt nicht ganz. Falls es ein Hauptthema in diesem Roman gibt, so ist es am ehesten das soziale Konstrukt Familie und die Frage nach einer gemeinsamen familiären oder jüdischen Identität. Auschwitz kommt in diesem Zusammenhang die Rolle eines extremen Schauplatzes zu, in dessen Rahmen die Autorin unter anderem die charakterlichen Defizite ihrer Hauptfigur besonders pointiert offenlegen und nebenbei auch zeigen kann: Das Wissen um die Shoah, selbst wenn vermittelt durch eine sehr achtsame Gedenkkultur, macht niemanden zu einem besseren Menschen.

Also hat die Menschheit durch Auschwitz nichts gelernt. Das ist wohl ungefahr das, was Serge selbst sagen würde, der es schafft, sich während der Auschwitz-Reise so sehr mit seiner

Schwester zu streiten (und dabei eindeutig im Unrecht ist), dass beide danach monatelang nicht miteinander reden.

Die Familie also: Sie konstituiert sich in diesem Roman, der mit der Beerdigung der alten Mutter beginnt („Ist doch verrückt, dass sich eine Jüdin einäschern lässt“, kommentiert Enkelin Joséphine befremdet), aus drei Geschwistern und ihrem Anhang. Serge ist in den Sechzigern, Jean, der die Rolle des (ausgleichenden, aber dem Bruder gegenüber eher unkritischen) Ich-Erzählers übernimmt, wenige Jahre jünger; und die Schwester Nana ist mit gewissem Abstand die Jüngste. Nana ist als Einzige glücklich verheiratet; allerdings finden ihre chronisch ungebundenen Brüder den langjährigen Gatten der Schwester kaum standesgemäß.

Jean seinerseits hat es nie geschafft, eine ernsthafte Beziehung einzugehen, und pflegt ein lockeres Verhältnis zu einer Frau, um deren kleinen Sohn er sich gern kümmert. Serge hat eine Tochter, Joséphine, aus einer verflorzten Beziehung. Gerade ist er obdachlos geworden, denn seine Freundin hat ihn vor die Tür gesetzt.

Man kann sie sich alle als anstrengende Menschen vorstellen. Yasmina Reza verschwendet keine Zeit mit expliziten Charakterzeichnungen, liefert

nur, vor allem vermittelt durch die Dialoge, andeutungsreiche Skizzen. Joséphine ist ein gutes Beispiel; denn da Ich-Erzähler Jean mit seiner Nichte wenig anfangen kann, muss man sie durch andere Zeichen lesen. Die 23-jährige Tochter von Serge ist zu dessen großbürgerlicher Enttäuschung Visagistin geworden, läuft mit einer gestylten „Ananas-Frisur“, wie ihr Onkel es nennt, durch Auschwitz und macht ununterbrochen Fotos, was Jean sehr irritiert: „Schrecklich“, sagte Joséphine und machte noch ein paar Außenaufnahmen vom Krematorium. Werden sie jetzt bei jeder Gelegenheit schrecklich, unfassbar usw. sagen? fragte ich mich.“

Doch es ist Joséphine, die den Familienausflug nach Auschwitz überhaupt initiiert hat und die ihren widerstrebenden Vater zwingt, die Räume der Gedenkstätte auch zu betreten, wenn er schon mal da ist. „Gerade hab ich ihr für ein Wahnsinnsgeld eine Augenbrauen-Fortbildung bezahlt, da könnt ihr mal sehen, und jetzt will sie nach Auschwitz, was hat das Mädchen bloß?“, äußert Serge sein Unverständnis für das ganze Unternehmen. Für seine Tochter aber scheint „Auschwitz“, einigermassen absurderweise, als Konzept zentral für eine jüdische Identität zu sein, nach der sie sucht, die der älteren Generation aber eher wumpe ist.

Dass sich aus deutscher Sicht die ironisch gefärbten Auschwitz-Passagen anders lesen als aus französischer Perspektive, versteht sich von selbst. Eine deutsche Autorin könnte nicht tun, was Reza hier tut. Auf keinen Fall könnte zum Beispiel ein nichtjüdischer deutscher Ich-Erzähler sich lustig machen über israelische Touristen, die sich für die Besichtigung eines KZs in ihre Nationalflagge wickeln. Und natürlich fühlt man bei der Lektüre ein gewisses Widerstreben, solche Beobachtungen amüsant zu finden, weil damit ein tiefverinnerlichtes Tabu verletzt wird. Aber Reza macht ja keineswegs aus Auschwitz eine Lachnummer, sondern nimmt nur die Formen des Gedenkens aufs Korn.

Ihre Beobachtungen sind dabei gut austariert zwischen sanft satirischen Passagen und beklemmenden Momenten. Allerdings geht es in diesem Roman eben eher so nebenbei um Auschwitz und ansonsten um eine Menge anderer Dinge: um das Verschwinden des Jüdischseins in einer säkularen Gesellschaft. Um Männer von großem Selbstbewusstsein, die im fortgeschrittenen mittleren Alter die erste existenzielle Krise erleben. Und um die Familie, die man halt immer so nehmen muss, wie sie ist. Aber andererseits ist sie wohl auch das, was man draus macht.



Yasmina Reza: „Serge“. Aus dem Französischen von Frank Heibert und Hinrich Schmidt-Henkel. Hanser, München, 2022. 208 Seiten, 22 Euro

Anzeigen

## Selbstbestimmt Für reproduktive Rechte

von Gesine Agena, Patricia Hecht, Dinah Riese

Eine Frau entscheidet selbst, ob, wann, wie viele und mit wem sie Kinder bekommen will. Was auf dem Papier gilt, ist noch lange nicht Realität. Zwangssterilisationen, Schwangerschaftsabbrüche, Zugang zu Verhütungsmitteln, Müttersterblichkeit unter der Geburt – all das hängt damit zusammen, wie das Recht auf den eigenen Körper ausformuliert und umgesetzt wird.

Wagenbach Verlag in Zusammenarbeit m. Heinrich-Böll-Stiftung  
 208 S., Klappenbrochure, ISBN 978-3-8031-3715-9, 22 €

HEINRICH BÖLL STIFTUNG Schumannstr. 8, 10117 Berlin; buchversand@boell.de boell.de  
 Heinrich-Böll-Stiftung boellstiftung boellstiftung boell.stiftung Heinrich-Böll-Stiftung

## Revolutionär und Staatsgründer – Józef Pilsudski

Eine Biografie von Wolfgang Templin

Józef Pilsudski (1867-1935) gilt als einer der bedeutendsten europäischen Staatsmänner seiner Zeit. Wolfgang Templin porträtiert ihn als Person voller Widersprüche. Dieses Buch lässt Pilsudskis abenteuerliche Biographie lebendig werden. Zugleich erzählt es die tragische Geschichte eines Landes zwischen den Großmächten.

Chr. Links Verlag in Zusammenarbeit m. Heinrich-Böll-Stiftung  
 448 S., m. zahlr. Fotos und Karten, 978-3-96289-152-7, 28 €

## Floris & Maja

Elzbieta

Jeden Tag spielen Floris und Maja gemeinsam am Bach. Eines Tages ist der Krieg da, er verändert alles. Ein Stacheldraht trennt die Kinder voneinander, bis Maja ein kleines Loch entdeckt.

Bilderbuch, aus dem Franz. von Barbara Haupt, 40 S., € 12,95, ISBN 978-3-80955-436-7

Moritz

## Wenn Krieg kommt, ist nichts mehr, wie es war.

Ab 20. April im Buchhandel

# Und das alles war eigentlich absehbar

Catherine Belton zeigt in „Putins Netz“, dass entgegen einer verbreiteten Annahme Wladimir Putin sich mitnichten gewandelt hat, und Stefan Creuzberger beleuchtet „Das deutsch-russische Jahrhundert“

Von Jens Uthoff

Schon am Vorabend der Machtübernahme Wladimir Putins hätte man die ersten Warnsignale aus Moskau vernennen können. Ende Dezember 1999, wenige Tage bevor er die Regierungsgeschäfte übernahm, skizzierte Putin in dem Text „Russland an der Jahrtausendwende“ die Programmatik für sein Land. Liberale Werte seien in Russland historisch nicht verwurzelt, „für die Russen ist ein starker Staat keine Anomalie, die es loszuwerden gilt. Ganz im Gegenteil – sie betrachten ihn als Quelle und Garanten der Ordnung und als Initiator und Triebkraft jedes Wandels“, schrieb der damals wenig bekannte Politiker, der nach einem kurzen, steilen Aufstieg Nachfolger Boris Jelzins wurde.

Zwar gab Putin vor, er strebe ein demokratisches Gebilde an, doch die tiefen historischen Kränkungen Russlands, die nun auch zu dem grausamen Angriffskrieg gegen die Ukraine führten, sprechen bereits aus diesem Text.

Wichtige Punkte auf Putins damaliger Agenda: „Glaube an die Größe Russlands. Russland war eine Großmacht und wird eine bleiben“, „Wenn wir Patriotismus, Nationalstolz und Würde verlieren, (...) werden wir auch als Nation, die Großes geleistet hat, untergehen“. Eine seiner frühen Amtshandlungen war es dann 2001, die Hymne der Sowjetunion mit verändertem Text wieder einzuführen.

## Ohne die Ukraine

In Catherine Beltons investigativem Recherchebuch „Putins Netz“ kann man den Weg von seiner Zeit als KGBler in Dresden bis heute nachverfolgen. Belton, lange Zeit Moskau-Korrespondentin der britischen *Financial Times*, legt den Schwerpunkt in ihrem detailliert recherchierten Werk auf den Staatskapitalismus, den Putin installierte, die Lenkung der Justiz, die unter seiner Führung ungeahnte Ausmaße annahm, und vor allem auf das russische Schwarzgeld, das seine alte KGB-Bande auf westliche Banken und in Offshore-Unternehmen verschob.

Dieses Geld nutzt Putin seit den zehner Jahren unter anderem dazu, den Westen gezielt zu destabilisieren – mit Desinformationskampagnen, Unterstützung der Trump-Kandidatur und vielem mehr.

„Die Übernahme der Wirtschaft – und der Justiz und des politischen Systems – durch die KGB-Kräfte führte zu einem Regime, in dem die Milliarden Dollar, die Putins Kumpanen zur

Verfügung stehen, aktiv dafür genutzt werden, die Institutionen und Demokratien des Westens zu untergraben“, schreibt Belton. Deutlich wird, dass Putin sich mitnichten komplett gewandelt hat, sondern all das, was wir heute sehen, früh angelegt war. Nachdem er an die Macht gelangte, witterte er mehr und mehr seine historische Chance.

Catherine Belton hat viel brisantes Material zusammengetragen. Sie schildert, welche Verbindung Putin und sein Stasi-Freund Matthias Warnig zu seiner Dresdener Zeit mit der RAF pflegten – die Autorin insinuiert, dass beide in den Mord an Alfred Herrhausen 1989 mindestens eingeweiht gewesen seien. Auch Putins Verwicklung in die Industriespionage und dem Schmuggel westlicher Technologien widmet sie sich ausführlich. Seine Verbindungen zur St. Petersburg Mafia und der sogenannten Tambow-Gruppe zu seiner Zeit als Leiter des städtischen Komitees für Auslandsbeziehungen werden ebenfalls aufgezeigt.

„Einmal KGB, immer KGB“, lautet eine Redensart – die Wege der kleinen Herrscherclique nachzuzeichnen, die die russischen Unternehmen und die Macht an sich reißt, ist Beltons Hauptaugenmerk. Als „tschekistische Oligarchie“ hat der oppositionelle Politiker Boris Nem-



**Catherine Belton:** „Putins Netz. Wie sich der KGB Russland zurückholte und dann den Westen ins Auge fasste“. Aus dem Englischen von Elisabeth Schmalen. Harper Collins, Hamburg 2022, 704 Seiten, 26 Euro



**Stefan Creuzberger:** „Das deutsch-russische Jahrhundert. Geschichte einer besonderen Beziehung“. Rowohlt Verlag, Hamburg 2022, 72 Seiten, 36 Euro



Menschen in der Ukraine

25. Februar 2022: Natali Sewriukowa einen Tag nach dem Beginn des Angriffs der Russen auf die Ukraine

Foto: Emilio Morenatti/ap/dpa

zow – eines der mutmaßlichen Opfer Putins – diese Staatsform bezeichnet. Die globalen wirtschaftlichen Verflechtungen, insbesondere die nach London, werden in „Putins Netz“ so akribisch verfolgt, dass es mitunter schwer ist zu folgen. Dabei aber hilft immerhin ein vorangestelltes Personenregister.

Die Autorin geht zudem noch einmal dem Verdacht nach, der russische Inlandsgeheimdienst FSB stecke hinter den Sprengstoffanschlag auf Wohnhäuser in Russland 1999 und habe sie initiiert, um Putin an die Macht zu verhelfen. Auch wer die wichtigsten Vordenker Putins sind, ist hier nachzulesen. Allen voran sind das der Religionsphilosoph Iwan Iljin (1883–1954), der aus orthodoxem Glauben und Patriotismus eine neue nationale Identität formen wollte, sowie Alexander Dugin, der ein eurasisches Großreich als Gegenentwurf zum liberalen Westen propagiert.

Es war – auch das eine Lehre aus diesem Buch – absehbar, dass die Ukraine für Putin ein Battleground werden könnte. Zu sehr demütigten ihn Einschätzungen wie jene, die der einflussreiche US-Politikberater Zbigniew Brzezinski 1996 äußerte: Ohne die Ukraine sei Russland keine Weltmacht mehr, schrieb er bereits damals. Doch als Putin dann wirklich 2014 die Krim annektierte, war „der Westen (...) ganz benommen von den dreisten Schritten der Putin-Regierung“, so Belton. Aus dem Stadium der Benommenheit ist der Westen acht lange Jahre bis zum Überfall auf die gesamte Ukraine nicht herausgekommen.

So spannend wie erschütternd liest es sich, wie Putin nicht nur in der Heimat den Propagandaapparat ausbaute, sondern im Westen Organisationen gründete, um seinen Einfluss auszuweiten – etwa die Institutionen Stiftung Russki Mir und Rosstotrudnitschestwo. Seine Verbindungen zu rechten und rechtspopulistischen europäischen Parteien, die Belton aufzählt, waren weitgehend bekannt, allerdings soll Putin auch linke EU-kritische Kräfte finanziell unterstützt haben. Michael Carpenter, Russlandberater des damaligen US-Vizepräsidenten Joe Biden, äußerte 2015 gegenüber der Autorin, auch Die Linke würde finanziell aus Russland unterstützt. Würde dies Gerücht einmal belegt, hätte es durchaus politische Sprengkraft.

## Doppelte Standards

Wer die Ursache dafür finden will, warum Linke im Fall Russlands oft doppelte Standards

anwenden, und wer über die Grundlagen der deutsch-russischen Beziehungen etwas lernen will, der sollte Stefan Creuzbergers Buch „Das deutsch-russische Jahrhundert“ zur Hand nehmen.

Creuzberger beleuchtet insbesondere die Zeit von den Revolutionen 1917/1918 bis zur Perestroika sehr ausführlich, um daraus Erkenntnisse für die Gegenwart zu gewinnen. Denn es sei „wenig hilfreich, die aktuelle Problemlage auf die Polemik ‚Russland-Versteher oder nicht‘ zu reduzieren. Die Ent-

wicklung zwingt vielmehr dazu, sich bewusst auf die Frage des Verstehens einzulassen, ohne dies zwangsläufig mit Billigung gleichzusetzen“, schreibt er.

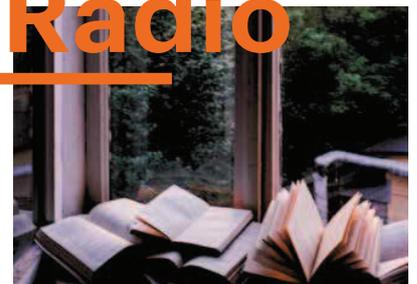
Da, wo Creuzbergers Buch endet, beginnt von den Zeitläuften her das kurze Interregnum Jelzins, das bekanntermaßen zwar demokratischere Strukturen, aber keinerlei Stabilität brachte. Das Vakuum, das daraus entstand, nutzte Putin.

Um von heute aus die westlichen Versäumnisse und Missverständnisse zu verstehen, hilft es auch, in alten Büchern

zu blättern. Der kürzlich gestorbene russische Menschenrechtler Sergei Kowaljow kommt etwa in Florian Hassels Buch „Der Krieg im Schatten. Rußland und Tschetschenien“ (2003) zu Wort. Zum russischen Vorgehen im zweiten Tschetschenienkrieg erklärt er: „Wenn man eine Liste derjenigen erstellt, die an der grausamen Behandlung friedlicher Zivilisten schuld sind, muß man mit Wladimir Putin anfangen. Er weiß hervorragend, was vor sich geht. Und was vorgeht, ist nicht weit von Völkermord entfernt.“

## Deutschlandfunk Kultur

# Literatur im Radio



**Lesart**  
Das Literaturmagazin  
Mo.–Fr., 10.05 Uhr

**Lesart – das politische Buch**  
Ob Sachbuch oder Biografie, ob Debatte oder Rezension: Politik ist überall  
Sa., 11.05 Uhr

**Buchkritik**  
Mo.–Sa., 8.50 Uhr

**Neue Krimis**  
Fr., 8.20 Uhr

**Zeitfragen. Literatur**  
Features und Gespräche  
Fr., 19.30 Uhr

**Literatur**  
Features, Gespräche, Diskussionen mit und von Autorinnen und Autoren  
So., 22.03 Uhr



bundesweit und werbefrei UKW, DAB+, Online und in der Df Audiothek App deutschlandfunkkultur.de

Anzeige



Menschen in der Ukraine

1. März 2022: Tierpfleger Kirilo Trantin beruhigt einen Elefanten im Kiewer Zoo

Foto: Emilio Morenatti/ap/dpa

## Traktor, Geigerzähler, Discounter, Tschernobyl

Michaela Maria Müllers unsentimentaler Heimatroman spielt 1986: „Mitterndorf“

Von Nina Apin

Kühenmelken, Kochen, nachmittags Arbeit auf dem Feld und im Wald. Abends wieder die Kühe, eine schweigend eingenommene Mahlzeit. So sehen die Tage von Resa aus, die zusammen mit ihrem Vater Georg den Fischerhof bewirtschaftet, einen der letzten Landwirtschaftsbetriebe in Mitterndorf.

Nach Schulabschluss und missglückter Bewerbung hängt die 17-Jährige zu Hause fest. Gehen hieße, den Hof sterben zu lassen. Aber Bleiben, mit einem Vater, der seit dem Tod seiner Frau nur noch das Nötigste spricht, ist auf Dauer auch keine Lösung.

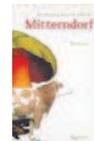
„Mitterndorf“ ist ein moderner Heimatroman. Und, so darf man wohl vermuten, auch ein autobiografischer. Das titelgebende Dorf westlich von Dachau gibt es wirklich. Hier, auf einem Familienhof in der oberbayerischen Provinz, ist auch die Autorin Michaela Maria Müller aufgewachsen. In einer Zeit, als Kirchweih und Holzverlosung noch den Festrhythmus im Dorf bestimmen – aber Discounter und Milchquoten bereits die Existenz der letzten Kleinbauern bedrohen.

Müllers Schreibstil ist ebenso geerdet wie das Milieu, das sie beschreibt. Sie zeichnet ihre Bauern mit viel Sympathie, aber ohne jene Überhöhung, die Autor:innen an den Tag legen, wenn sie vom großstädtischen Schreibtisch aus aufs Land blicken. Gradlinig und schönförmlich, ohne jede „Herbstmilch“-Nostalgie erzählt Müller den Alltag auf dem Fischerhof: Borkenkäferfraß, Kalkanrühren im Schuppen, Knödel mit Soße im Herrgottswinkel.

Vom dorfchronikhaften Kleinstrahlen der Geschichte sollte man sich allerdings nicht täuschen lassen. Müller ist auch heraus- und herumgekommen: Buchhändlerin in München und New York, seit einigen Jahren Journalistin in Berlin. Und so steckt einiges an großer Welt in diesem demonstrativ bescheiden daherkommenden Buch – familiäre Abgründe ebenso wie ein sorgfältig gezeichnetes Porträt der westdeutschen Provinz.

Die Autorin nimmt das Jahr 1986 als Zeitenwende, in der viele in die Städte gehen und einige daheim etwas Neues wagen. Wie der Huberfranz, der die Kühe verkauft hat und sich als direktvermarktender „Kartoffelkönig“ neu erfindet – seine optische Ähnlichkeit mit dem britischen Thronfolger ausnutzend. Oder Lothar, der neue Nachbar aus dem Osten, der mit seiner Uckermark-Kuh Valja eine Rinderzucht für die Fleischproduktion aufbauen will, wovon Resas Vater nichts wissen will. Der führt weiter stur seine blau eingebundenen Holzbücher und geht zum jährlichen Jagdessen der Waldgenossenschaft – das die Nachrichten aus einem weit entfernten ukrainischen Atomkraftwerk sprengen.

Resa kramte in den Taschen ihres Blazers und holte eine Ta-



Michaela Maria Müller: „Mitterndorf“. Quintus Verlag, Berlin 2022. 216 Seiten, 22 Euro

blettenpackung heraus. „Ist das Jod?“, fragte der Vorsitzende und deutete darauf. „Ja“, erwiderte Resa und nickte. „Wieso soll man sie nehmen?“, erkundigte er sich.

„Um sicher zu gehen“, sagte Resa.

„Und warum?“, fragte der Vorsitzende weiter.

Huberfranz zuckte mit den Schultern und unterbrach das Gespräch: „Im Wald ist der Boden an einigen Stellen aufgewühlt. Ich bin mir ziemlich sicher, dass sie von Wildschweinen stammen.“

Als der Huberfranz seine Ernte unterpflügen muss und mit Lothars Jugendliebe ein Geigerzähler ins Austragshäusl einzieht, sucht sich Resa neue Allianzen. Mit Soner, dem türkischen Gastarbeiter, dem aus den Werkswohnungen neben der Papierfabrik, und den Nachbarn aus dem Osten erforscht sie die verdrängte Familiengeschichte – und lässt das zerbröselnde Traditionsgefüge des Dorfes hinter sich.

## Stilles Beben im Wedding

Mit „wütend“ wäre Nadire Biskins Erzählton falsch beschrieben, eher treffen Adjektive wie „genau“ und „unversöhnlich“: der Debütroman „Ein Spiegel für mein Gegenüber“

Von Julia Lorenz

Der Penny-Markt ist für Huzur, die Hauptperson in Nadire Biskins Debütroman „Ein Spiegel für mein Gegenüber“, ein Sehnsuchts- und Schreckensort. Als Kind liebte sie die Produkte dort: Okraschoten und Sesampaste hingegen, die Zutaten, die ihre Mutter im türkischen Supermarkt kaufte, fand sie „peinlich und langweilig“. Es war aber auch die Penny-Kasse, an der Huzur zum ersten Mal bewusst den Graben überblickte, der die blonden Kundinnen von ihrer Mutter trennt. Die nämlich bekommt nie ein „Guten Tag“ von der Kassiererin.

Die Berlinerin Nadire Biskin, geboren 1987, hat einen Roman über eine junge Frau geschrieben, die über sich selbst sagt: „Ich bin die, die nicht von hier und nicht von dort ist.“ Eben dieses Gefühl, das transnationale Dazwischen, hat Biskin schon in Artikeln, Essays, Lyrik- und Prosatexten erforscht.

Mit ihrer Protagonistin hat die Autorin aber noch mehr gemein: Wie Huzur ist auch Nadire Biskin Lehrerin. Auch sie ist geboren und aufgewachsen in Wedding, dem rauen, spannenden, migrantisch geprägten Nordende des Bezirks Berlin-

Mitte. Huzur ist türkeistämmige Deutsche in dritter Generation; die Stadt Bucak, in dem die erste Hälfte des Romans spielt, kennt sie vor allem von Verwandtenbesuchen.

Biskin entwirft das Porträt einer Frau, die vor allem so, „zerrissen“ zwischen der Türkei, ihrem Weddinger Kosmos und dem Rest Deutschlands ist, wie es das Klischee will, weil sie zerrissen wird, fremd gemacht überall: mal von überheblichen Kommilitoninnen, mal von den Freunden ihres Partners Raphael, die zur Alufolie gedankenlos „Alifolie“ sagen – damit gleich klar ist, welches Alltagsinventar sie so mit einem Ali verbinden.

Irgendwann hat Huzur die Ablehnung der anderen so tief verinnerlicht, dass sie eine ältere türkische Frau, die sie am Flughafen mit Begleitung bitet, kühl wie eine Sachbearbeiterin behandelt. In der Nachbarschaft von Huzurs Verwandten in Bucak wiederum ist es eine syrische Familie mit Fluchtgeschichte, der Misstrauen entgegen schlägt.

Trotz gewichtiger Themen scheint der schmale Roman zunächst so wenig Aufhebens um sich machen zu wollen wie seine Protagonistin. Biskin ist eine ruhige, genaue und sehr gute Erzählerin, die immer dann am stärksten ist, wenn sie Fäden nur lose verknüpft. In der Türkei

verschwindet Zaynab, die kleine Tochter der syrischen Familie, während in Berlin wenig später die etwa gleichaltrige Hiba – eine unbegleitete Geflüchtete – plötzlich in Huzurs Leben auftaucht. Ob es sich um Zaynab handelt, die ihren Namen auf der Flucht ablegen musste, oder ob es zwei Mädchen sind, die ihr Schicksal mit Tausenden jungen Frauen auf der Flucht teilen, bleibt unklar.

Fest steht nur, dass die Begegnung mit Hiba so vieles in Huzur auslöst, dass sie das Mädchen in Obhut nimmt. Wenn Huzur durch den Wedding streift, denkt man oft an Shida Bazyars „Drei Kameradinnen“, die in einer Stadt wie Berlin aufwachsen. Aber während diese Coming-of-identity-Geschichte dreier women of colour mit einem lauten Knall beginnt, mit einem Brandanschlag, den eine der Kameradinnen mutmaßlich

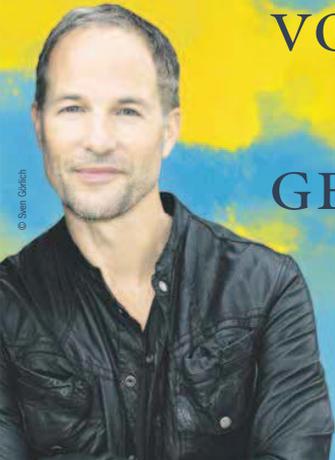
zu verantworten hat, und auch sonst fordernd hitzig, manchmal auch sehr didaktisch erzählt ist, knallt es in Biskins Abgesang auf den *German dream* leiser: Zu Beginn der Handlung ist Huzur im Zwangsurlaub vom Referendariat, weil sie eine Kollegin, die sie im Lehrerzimmer als vorbildliche, Hidschab-freie Migrantin lobte, durch das Tragen eines Kopftuchs provoziert. Enden wird der Roman nicht mit einem Peng – eher mit einem Beben, einer tektonischen Verschiebung.

Biskins Ton wäre mit „wütend“ nicht richtig beschrieben. Trotzdem lässt sie einen verstehen, wie in vielen jungen Menschen mit Migrationserbe langsam ein Gefühl der Unversöhnlichkeit wachsen konnte.

Weil Huzur es nie richtig machen konnte, kann es ihr auch Deutschland nicht mehr recht machen. Sie verachtet das Designerküchenleben von Raphaels Familie, will aber auch nicht, dass sich der Mann aus feinem Hause für seine Stippvisiten in ihrem Milieu kostümiert. Als er sich extra eine Jogginghose anzieht, um mit ihr in den türkischen Supermarkt Bolu zu gehen, findet sie das beleidigend. Der Ort, an dem es Sesampaste und Okraschoten gibt, ist nun nicht mehr peinlich, sondern schützenswert. Vor allem nämlich ist es ihr Ort, irgendwie.



Nadire Biskin: „Ein Spiegel für mein Gegenüber“. dtv, München 2022, 176 Seiten, 20 Euro

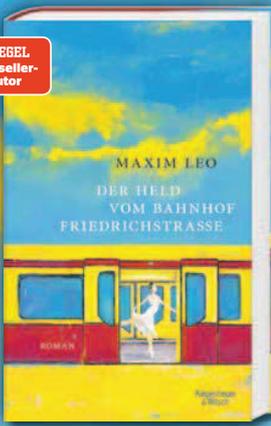


# VON EINEM, DER PLÖTZLICH GESCHICHTE SCHREIBT

Ein hochvergnüglicher, satirischer Roman  
über die Entstehung von historischer  
Wahrheit und einen zufälligen Helden.



Hörbuch  
Sprecher: Peter Kurth  
€ (D) 19,95



gebunden  
€ (D) 22,-

Kiepenheuer  
& Witsch

Anzeige

# Authentizität is over

Dem Traumaplot entkommen: Yannic Han Biao Federer hat einen smarten Roman über das Schreiben, den Schmerz und die Verwertbarkeit einer posttraumatischen Biografie geschrieben. Bei seinem zweiten Roman „Tao“ sitzt so ziemlich alles

Von Eva Tepest

Auf der Seite und auf dem Screen herrscht ein Plot über alle anderen“, schrieb die Literaturkritikerin Parul Sehgal Anfang des Jahres im *New Yorker*. „Der Traumaplot lenkt unsere Neugierde nicht auf die Zukunft (Werden sie oder werden sie nicht?), sondern in die Vergangenheit (Was ist mit ihr passiert?).“

Was ist passiert? Diese Frage treibt uns um zu Beginn von Yannic Han Biao Federers Roman „Tao“. Der beginnt mit einer Trennung, der von Miriam und Tobi. Die bringt Tobi ganz schön durcheinander. Und so fährt er erst einmal weg, nach Cuxhaven und Rügen, dann ans Mittelmeer und endlich zurück ins mütterliche Freiburg. Auf Reisen fühlt sich der Erzähler genauso wenig heimisch wie dort, wo er an einer Uni arbeitet und Miete für eine trostlose Einzimmerwohnung zahlt, nämlich in der Metropolregion Köln/Bonn.

Ein zentrales Motiv dieses Romans ist das Unterwegssein. Tobis Großvater, so erfahren wir nach und nach, ist in Hongkong geboren und als Kind von einer chinesischen Familie in Indonesien adoptiert worden. Von dort emigrierte sein Sohn, Tobis Vater, nach Deutschland und nannte seinen einzigen Sohn fast immer Tobi und nur selten Tao. Tobis Vater verstarb schließlich in Hongkong, wo er sich auf die Suche nach seiner Geschichte gemacht hatte.

Morgens und in seiner Mittagspause schreibt Tobi über all das. Das Ergebnis ist die Geschichte von Alex, die etwa die Hälfte des Buches umfasst. Alex teilt vieles mit dem Erzähler. Auch sein Vater starb in Hongkong, auch seine Freundin hat ihn verlassen, auch er arbeitet an der Uni. Es gibt jedoch entscheidende Abweichungen. So scheint Alex mehr zu wissen über seine Familiengeschichte als Tobi – oder zumindest mehr preiszugeben.

Doch Obacht: Sind Alex und Tobi wirklich deckungsgleich? Dem widerspricht Tobis Mutter. „Das hier“, moniert sie, als sie sein Manuskript liest, „das stimmt auch nicht. Das ist falsch.“ Es verlangt der Leserin etwas ab, zwischen diesen Geschichten zu wechseln, sie auseinanderzuhalten und die Bezüge zwischen ihnen zu verstehen. Es lohnt sich.

Denn die Spannung zwischen Text und Intertext vermittelt nicht nur Tobis Ringen mit der Sprache. „Ich wollte nicht ich sagen, wenn ich schrieb. Und ich hatte nicht über Hongkong schreiben wollen.“ Sie stellt auch eine Kernfrage zeitgenössischer Literatur: Bestimmt die Identität der Autorin, worüber sie schreiben darf? Wem gehört eine Geschichte?

Da ist etwa Tobis bester Freund Micha. Der ist Autor, schockiert von den Repressionen in Hongkong und bedient sich an Tobis Biografie, bis es diesem zu bunt wird. „Yans Vater ist tot? Ernsthaft?“, antwortet Tobi wütend auf eine weitere Ähnlichkeit zwischen ihm und Michas „halbchinesischer“ Hauptfigur. Kultu-

relle Aneignung könnte man das nennen. Dabei eignet auch der Erzähler sich die Erfahrungen anderer an. So nutzt er Miriams Biografie zu deren Missfällen für seinen Text – oder ist das einfach das, was Schreiben immer ist? Wann wurde es verwerflich, Literatur aus der eigenen Erinnerung und Wahrnehmung zu formen?

Weil „Tao“ genau solche Fragen aufwirft, ist der Text im Text kein überflüssiges Flexen. Und so ist es am Ende sehr schön gelöst, dass dann Alex es ist, der an Tobi oder gar Yans Stelle nach Hongkong fliegt. „Es hätte nicht anders sein können!“, denkt und fühlt man beim Lesen und freut sich. Wäre „Tao“ eine Serie, wäre dieser Plotpoint das, was man *great writing* nennt. Es ist hier so, dass der Antrieb der Leserin, mehr über die Vergangenheit der Figuren zu erfahren, in eine andere Neugierde überführt wird: Was wird Alex passieren? Und, vielleicht noch wichtiger: Wie schreibt sich Tobi aus seiner bedrückenden Gegenwart heraus in die Fiktion?

Die Clashes zwischen Demonstrierenden und Sicherheitskräften in Hongkong sieht Tobi während seines Aufenthalts nur medial vermittelt. Vergeblich malt er sich aus, dass die Polizei ihn für einen Akti-

visten halten und verhaften könnte. Dass irgendwas Einschneidendes passiert. Alex ist an dem Ort, den man Ursprung nennen könnte. Doch dort sind nur Shoppingmalls, künstlich vermittelte Naturerlebnisse und Gerichte, bei denen er inständig darauf hofft, dass sie vegetarisch sind.

Federer hat Germanistik und Romanistik in Bonn, Florenz und Oxford studiert. 2019 erschien sein Debutroman „Und alles wie aus Pappmaché“, im gleichen Jahr erhielt Federer den 3sat-Preis in Klagenfurt. Ein zweiter Roman soll schwierig sein. Bei Federer sitzt so ziemlich alles. Das liegt einerseits an der Sprache. Die ist zeitgenössisch, ohne dass sie bemüht wirkt. „Wenn ich Miriam leckte und sie kam, wenn sie dabei nur zur Zimmerdecke blickte, immer nur nach oben, als bezöge sie alles von dort“, heißt es einmal. Auf Deutsch so unaufgeregt und genau über Sex zu schreiben – das hat Seltenheitswert. Gleiches gilt für die Mediennutzung der Figuren. Sie sind einfach online, ohne auf eine cringy Weise die Neuartigkeit von Internetslang zu behaupten. Manchmal geraten die Sätze etwas lang, aber, pardon, es flowt.

Andererseits ist „Tao“ ein Kunststück in Ambivalenz. Identitäten fließen von einer in die andere, In-

tertext und Text führen ein bereicherndes Gespräch. Die Erkenntnis, dass niemand eigentlich wo herkommt, aber die Suche nach dieser Herkunft dann doch real, da Wirklichkeit erzeugend ist, erzählt sich überzeugend und unterhaltsam. An der lustigsten Stelle des Buches fragt eine Sektenanhängerin Alex: „Woher kommst du wirklich?“, um kurz darauf hinzuzufügen, dass sie sich an mindestens vier Leben erinnere: „Ich war eine Geliebte von Rudolf Steiner. Und eine Magd im Burgenland.“ Authentizität ist over.

„Wir lesen Literatur zunehmend so, als ob sie real wäre“, schrieb der US-Autor Brandon Taylor kürzlich auf seinem Blog „Sweater Weather“. Diese Lektürehaltung führt Federer ad absurdum. Das Buch spielt geschickt mit den Erwartungen der Leser\*innen, eröffnet doppelte Böden und endet angenehm antiklimaktisch. Eine emotionale Abrechnung bleibt aus. „Tao“ entkommt dem Fallstrick des Traumaplots, der eine Figur – oder eine Autorin – völlig auf ihre (traumatische) Biografie zu reduzieren vermag.

„Tao“ ist ein smarter Roman über das Schreiben. Über die Suche nach einer engagierten Literatur, die sich der Komplexität von Erinnerung, Identität und Sprache verschreibt. Das ist erfrischend.



Menschen in der Ukraine

22. Februar 2022: Irina Federovna, Rentnerin, vor ihrem Haus in New York in der Region Donezk

Foto: Marcus Yam/Polaris/laif



Yannic Han Biao Federer: „Tao“. Suhrkamp, Berlin 2022. 190 Seiten, 23 Euro

## FATMA AYDEMIR

SCHWIMMIS

»Ihr deutsch-türkischer Familienroman ist ein Wunderwerk an Präzision und Einfühlung. Die Stimmenvielfalt ist ebenso außerordentlich wie die Nonchalance, mit der sie die gängigen Diskurse zu Herkunft, Geschlecht und Identität ins Erzählen überführt.«

Meike Feßmann, *Süddeutsche Zeitung*

368 Seiten. Gebunden mit Lesebändchen. Farbiges Vorsatzpapier  
Auch als E-Book. hanser-literaturverlage.de

**HANSER**  
BÜCHER DER SECHS

Anzeige



Menschen in der Ukraine  
9. März 2022: Oleksy Beregoviy, Musiker im Kiewer Symphonie-Orchester, spielt auf dem Unabhängigkeitsplatz in Kiew

Foto: Maxym Marusenko/NurPhoto/imagen

# Wer braucht schon Bücher im Krieg?

Von Dirk Knipphals

Literatur über den Krieg, das klingt ein bisschen nach Uniseminar; von Homer über Tolstoi bis Pynchon und Vonnegut, oder so. Literatur im Krieg, das klingt anders. Zutiefst irritierend klingt es. Unvertraut. Dass man sich darüber Gedanken machen muss, gehört zu den bitteren Lektionen dieser Tage, die es jetzt erst einmal zu verarbeiten gilt.

Serhij Zhadan hat das schon einige Monate vor dem Überfall Russlands getan, die kriegerischen Auseinandersetzungen in seiner Heimat im Donbass, die der Invasion vorausgingen, wahren schließlich schon acht Jahre. In seinem Beitrag für eine weitgespannte Anthologie mit dem Titel „Warum Lesen“ fragt der ukrainische Schriftsteller: „Wer braucht schon Bücher im Krieg?“ Gute Frage.

Man liest diesen Beitrag heute mit Beklemmung und Bewunderung noch einmal. Beklemmung deswegen, weil es einer derjenigen Texte ist, bei denen man inzwischen denkt, dass man sie hellhöriger hätte lesen und die ukrainischen Autoren nicht nur literarisch, das hat man, sondern auch poli-

tisch hätte ernst nehmen müssen; dass der Frieden mit Russland in Europa längst vorbei ist, steht in dem Text jedenfalls dezidiert drin. Und Bewunderung deswegen, weil Serhij Zhadan es schafft, literarisch ungepanzert zu bleiben, auch wenn er sich im Donbass an der Frontlinie entlangbewegt und dort Bibliotheken besucht. So klar es ist, dass gegen Aggressoren militärischer Widerstand geleistet werden muss, so sehr beharrt dieser Text darauf, Literatur mit zivilen Begriffen wie „Flüchtigkeit“ und „Schutzlosigkeit“ zu verbinden.

„Krieg ist nicht gemacht für Literatur. Den Krieg als literarisches Material zu nutzen versuchen ist das Schlimmste, was ein Schriftsteller tun kann“, schreibt Zhadan und fährt fort: „Und doch ist es unmöglich, nicht über den Krieg zu schreiben.“ In aller Bedrängnis behält dieser Autor also ein Bewusstsein für Dilemmata und Uneindeutigkeiten, das ist beeindruckend (wie tumb Putins Lügen dagegen wirken). Differenziert bleibt Zhadan auch in seiner vorsichtig optimistischen (wenn auch vorm russischen Überfall geschriebenen) Schlusswendung: „Natürlich können Bücher den Krieg nicht beenden. Aber Bücher können dir im Krieg helfen, du selbst zu bleiben, dich nicht

## Das Fremde mit der Seele suchend

Andreas Stichmann erzählt über „Eine Liebe in Pjöngjang“ und bringt dabei die Verhältnisse zwischen nah und fern komplett durcheinander. Bemerkenswert sind hier auch die Eigentümlichkeiten der Sprache

Von Ekkehard Knörer

Der Titel des Buchs, „Eine Liebe in Pjöngjang“, enthält eine Platitude und ein Versprechen. Einfach noch eine Liebesgeschichte braucht kein Mensch. Aber es steht da wirklich Pjöngjang, und Nordkorea ist das Land, in dem die zentrale Begegnung, die hier Liebe genannt wird, sich tatsächlich abspielt. Es geht hinein in das sehr fremde, lange fast komplett abgeriegelte, totalitär regierte Land. Und die Geschichte endet auch dort, weil eine der beiden, die sich hier lieben, die man sollte vorsichtiger sagen und bliebe in der etwas pathetischen Formulierung auch näher an der Sprache des Buchs: die hier die Möglichkeit einer Liebe erfahren, am Ende in Nordkorea bleiben wird, in ihrer Heimat.

Die andere heißt Claudia Aebischer, sie ist Deutsche – Ostdeutsche –, eine renommierte Intellektuelle, fünfzig Jahre alt, groß, kurze Haare, Vorliebe für Hosenanzüge, aktuell ohne Partnerin. Sie ist hier, um eine deutsche Bibliothek in Pjöngjang zu eröffnen, eine Gruppe junger Leute um sich, die ihr fremd bleiben, die bald auch wieder verschwinden, früher, als es vereinbart worden war. Nun ist sie allein im Land. Noch dazu ist sie dabei, die Verbindung zu ihrer eigenen Vergangenheit zu kap-

pen. Sie will ein neues Leben beginnen, vielleicht den Roman schreiben, von dem sie immer geträumt hat. Wir erfahren das alles, sonst weiß von ihren Plänen noch keiner. Wir können es wissen, denn die Erzählinstanz ist nahe an der Figur, auch an ihren Gedanken.

Zweimal nimmt Claudia Aebischer eine jüngere Frau wahr, Nordkoreanerin, von der sich zeigen wird, dass sie ihr als Übersetzerin, Betreuerin, Aufpasserin, auch Verführerin (in politischer Absicht) zur Seite gestellt wurde. Ihr Name ist Sunmi, sie ist mit einem viel älteren einbeinigen Germanisten namens Wi (zwang) verheiratet. Claudia Aebischer ist von Anfang an fasziniert von Sunmi, ahnt, dass hinter der kühlen Fassade etwas pocht, wenn nicht lodert. Und kaum beginnt man zu fürchten, dass Andreas Stichmann hier das Fremde noch fremder, die nordkoreanische Frau zum



Andreas Stichmann: „Eine Liebe in Pjöngjang“. Rowohlt, Hamburg 2022, 160 Seiten, 20 Euro

exotischen Gegenstand einer westlichen Erotikprojektion machen könnte, bringt er die Verhältnisse zwischen nah und fern, fremd und vertraut komplett durcheinander.

Nicht nur kommt er Sunmi mit der Erzählinstanz so nah wie der Deutschen, ohne doch den Eindruck zu geben, es ließe sich die eine wie die andere völlig oder auch nur einfach verstehen. Sunmi, erfährt man, hat eine Doktorarbeit über die deutsche Romantik geschrieben, im rauschhaften Schreiben an dieser Arbeit ist Sunmi, das Deutsche mit der Seele suchend, sich selbst fremd geworden und dadurch umso näher gekommen.

Hier also die ihrer Vergangenheit entfremdete Deutsche, da die Nordkoreanerin, die im Klischee der Fremden nicht aufgeht. In dieser verdoppelten Komplizierung eröffnet sich für die beiden Frauen ein intimer Raum, in dem alles möglich scheint. Es ist, und das macht den Roman zu einem wirklich spannenden Buch, in erster Linie ein sprachlicher Raum. Sunmi spricht ein sehr eigenes, von der Romantik geprägtes, formales, altertümliches, lyrisches Deutsch: Gegenstand der Faszination für Claudia Aebischer. Und nicht nur für sie: Auch Stichmann selbst hat offenkundig große Freude an

dieser Lyrisierung der Normalsprache, zu der durchaus auch die Konfrontation mit denglischem Neudeutsch gehört – zumal auch der Erzählinstanz selbst, also der Sprache, die nicht einfach einer der Figuren zugeschrieben werden kann, gewisse Eigenheiten alles andere als fremd sind.

So ist dieser Roman, in dem das Unterdrückungsregime Nordkoreas immer präsent bleibt, anders politisch: Es Meditation über die Frage über das Eigene und das Fremde, die ihrerseits Eigentümlichkeiten nicht nur zulässt, sondern ausdrücklich sucht. Gerade in diesem Raum des Eigentümlichen, das aber keinem Kollektiv restlos als Identität zuschreibbar wäre, nicht der Nationalität und nicht der sexuellen Identität, gerade in diesem Raum scheint die Option einer Utopie auf.

Im Roman selbst wird es ausdrücklich formuliert: „Im Anderen das Fremde gelten lassen, als das Unverständliche.“ Wie alle Resümées oder Thesen klingt das farblos, selbst schon nah am Klischee. Stichmann aber gelingt es, mit seinem lustvoll perspektivwechselnden Text diese These in ein Vexierbild zu überführen. Wohin das am Ende führt, ist gar nicht der Punkt. Der an Beobachtungen und Schönheiten reiche Weg ist das Ziel.

Anzeige

Anzeige

mandelbaum verlag

Lulas Weg zum Präsidentenamt war lang, seine Politik half Millionen Menschen aus bitterster Armut. Doch die PT erschütterte das Land auch mit Skandalen. Lula wurde verurteilt. Nun ist ein Rechtsextremer Präsident. Werden Lula und die PT aus den Fehlern der Vergangenheit lernen?

Bei der Präsidentschaftswahl im Oktober 2022 könnte es zum großen Showdown kommen. Brasilienkenner Andreas Nöthen zeichnet den politischen Werdegang des Ausnahme-politikers, und damit auch die jüngere Geschichte Brasiliens, nach.

Andreas Nöthen  
Luiz Inácio LULA da Silva  
Eine politische Biografie  
256 Seiten, 20 Euro

## Unionsverlag

**Alexis Ragougnau**  
-Was Ragougnau hier verfasst hat, ist eine Partitur, tragisch und tiefgründig.  
Le Monde

**Leonardo Padura**  
-Ein schillernder Roman, voller Sinnlichkeit und Humor.  
Télérama

**Djaimilia Pereira de Almeida**  
-Fast schwindlig wird einem inmitten der Schönheit der Worte, der Klänge.  
Folha de São Paulo

**Aphra Behn**  
-Eine Feministin von Welttrag – eine Inspiration für viele.  
The Guardian

**Usama Al Shahmari**  
-Trauer, Humor und Weisheit verbinden sich in diesem poetischen Text.  
Neue Zürcher Zeitung am Sonntag

**Alena Mornštajnová**  
-Ein Roman von großer emotionaler Wucht.  
SWF2

**Sarah Moss**  
-Pointiert, nüchtern beobachtend und gnadenlos scharfzüngig.  
Frankfurter Allgemeine Zeitung

Bereits vor der russischen Invasion stellte Serhij Zhadan fest: Krieg ist nicht gemacht für Literatur. Warum man ihn und andere ukrainische Autoren gerade jetzt dennoch lesen sollte

zu verlieren, nicht unterzugehen.“ Und: „Der Krieg kann uns das Verlangen nach Büchern, Musik, Filmen nicht nehmen.“

Man scannt und rezipiert und guckt sowieso viele Details um den Krieg gerade. Aber wenn man auf diese klaren, unpathetischen Sätze stößt, die Serhij Zhadan hier schreibt, hält man noch einmal den Atem an. Sein Beitrag für diese Anthologie macht einem klar, wie nah der Krieg in der Ukraine tatsächlich ist und was jetzt alles auf dem Spiel steht. Ich hätte nie geglaubt, als Literaturredakteur einmal einen so pathetischen Satz schreiben zu müssen, aber es ist einfach so: Die Ukrainer kämpfen gegenwärtig auch für die Literatur. Gekämpft wird von ihnen auch für eine kulturelle Selbstbehauptung, für das Recht, sich in all seinen Kompliziertheiten selbst zu beschreiben und dabei zu versuchen, in diesen Beschreibungen möglichst wenig zu lügen.

Die Anthologie „Warum Lesen“ hat, mit ihrem Kollegen Frank Wegener, Katharina Raabe herausgegeben. Sie ist bei Suhrkamp die Lektorin von Serhij Zhadan und Juri Andruchowytsh und überhaupt eine Frau, die im deutschen Literaturbetrieb maßgeblich für das Öffnen literarischer Kanäle in den postsowjetischen Raum steht. Wer sie in ihrem Büro in Berlin-Charlottenburg, etwas versteckt in einer ehemaligen Bäckerei gelegen, besucht, erlebt eine intellektuelle, die ihren vom Krieg verursachten Schock mit Aktionismus bearbeitet. Der Krieg, das spürt man, treibt sie um. Die beiden großen Solidaritätsveranstaltungen im Berliner Maxim-Gorki-Theater und auf dem Berliner Bebelplatz hat sie mitorganisiert.

Sich auf einen Satz Karl Schlegels beziehend, meint Katharina Raabe: „Der Nebel ist weg.“ Dass Russland ein aggressives autoritäres Imperium ist und dass die westlichen Gas- und Öldevisen eine Kriegsmaschine gemästet haben, ist ja tatsächlich offenbar geworden. Viele Beteiligten des deutschen Literaturbetriebs reagieren darauf derzeit mit Abbitten – ja, wir hätten es vorher wissen können, wenn wir nur besser osteuropäische Autoren gelesen hätten – und mit Leselisten. Neben Serhij Zhadan stehen regel-



Menschen in der Ukraine

25. Februar 2022: Das frisch getraute Ehepaar Yarina Arieva und Svyatoslav Fursinb, das der ukrainischen Landesverteidigung beigetreten ist

Foto: Mikhail Palinchak/ap

mäßig die Autor\*innen Juri Andruchowytsh und Oksana Sabuschko drauf, auf Katja Petrowskaja und die Wiederentdeckung Walerjan Pidmokylnyis wird hingewiesen und auf einige Autor\*innen mehr.

Katharina Raabe ihrerseits hält durchaus fest, dass die Leserschaft osteuropäischer Autor\*innen im Westen, alles in allem, überschaubar geblieben ist, doch mit Fug und Recht kann sie darauf verweisen, dass auch sehr viel Austausch stattgefunden hat. Zhadan, Andruchowytsh und Sabuschko haben sich seit Ende der nuller Jahre auch im deutschsprachigen Raum durchgesetzt. Übersetzerwerkstätten, Begegnungen ukrainischer Autoren mit hiesigen Kolleg\*innen, Aktivitäten von Stiftungen und Akademien intensivierten den intellektuellen und künstlerischen Austausch. Juri Durkot und Sabine Stöhr bekamen 2018 für ihre Übertragung von Zhadans Roman „Internat“ den Preis der Leipziger Buchmesse in der Sparte Übersetzung. Seit 2015 findet zudem das vom Berliner Ulrich Schreiber organisierte Internationale Literaturfestival Odessa statt.

Es existieren also vielfältige Verflechtungen und Beziehungen in die Ukraine. Katharina Raabe kann jetzt nur hoffen, dass sie durch den Krieg nicht restlos reißen. Auch das ist Teil von Katharina Raabes Erschütterung. Ihre Furcht ist: „Im Moment wird alles zerstört, was in den vergangenen 30 Jahren an Gutem aufgebaut wurde.“

Mehrfach im Gespräch mit ihr schimmert eine Trauer darüber durch, was kulturell alles möglich

gewesen wäre (und man kann nicht anders, als für sich zu denken: und vielleicht musste Putin in seinem zynischen reaktionären Denken gerade auch deshalb angreifen). „Das literarisch Neue und Aufregende hat in den letzten Jahren weniger in Russland als in der Ukraine stattgefunden“, in diesem multikulturellen Land zwischen den zerfallenen Großreichen Österreich-Ungarn und Sowjetunion, sagt Katharina Raabe, und: „Es hat eine richtige Explosion ukrainischer Literatur gegeben.“ Mit seiner Band Sobaky V Kosmosi – Hunde im Weltall – ist Serhij Zhadan im Berliner Kaffee Burger aufgetreten, eine Zeitlang sah es so aus, als hätte all das cool und hip werden können, Wladimir Kaminers Russendisko und ukrainische Skamusik – spätestens die kriegerischen Auseinandersetzungen um die Krim und den Donbass und auch die zunehmenden Repressionen gegen die russische Zivilgesellschaft haben all das beendet.

„Sie waren damals solche klamaukigen Jungs“, sagt Katharina Raabe über Hunde im Weltall, „aber in den vergangenen Jahren sind sie immer ernster und wuchtiger geworden.“ Die Lebensfreude des Aufbruchs nach dem Mauerfall haben Putins Kriege endgültig zertrampelt. „Er ist so ein anarchistischer, ironischer Dichter gewesen“, fügt Katharina Raabe über Serhij Zhadan noch an und lässt den zweiten Teil des Satzes in der Luft hängen. Man ergänzt ihm stillen für sich: und nun ist er weiterhin Dichter und muss zugleich aber auch, wie so viele ukrainische Autor\*innen derzeit, ein moralisches

Rückgrat der angegriffenen Gesellschaft und sogar ein Held sein.

Es ist ganz gut, von hier aus noch einmal auf Zhadans Frage „Wer braucht schon Bücher im Krieg?“ zu blicken. In der geostrategischen Debatte rund um Russland ist von Einflusszonen und Sicherheitskorridoren die Rede. Wenn man auf die Romane aus der Ukraine schaut, kann man aber erkennen, dass es auch – vielmehr: vor allem – um etwas anderes geht: um die Versuche vieler postsowjetischer Menschen, ihr Leben auf die Reihe zu kriegen und sich einen Reim auf die Verhältnisse zwischen dem Aufbruch nach der Perestroika und der gegenwärtigen Repression zu machen.

Die aktuelle Lage ist eben nicht einfach ein Rückfall in die Zeiten von Ost-West-Konflikt und Kaltem Krieg, in denen zwei politische Systeme darum konkurrierten, welches von ihnen für Fortschritt und bessere Lebensbedingungen stand. Vielmehr geht es um den russischen Versuch eines Machtzugriffs im Namen solcher großen Erzählungen wie denen von nationaler und sogar imperialer Größe auf die vielen durcheinander wirbelnden kleinen Geschichten, die individuelles Leben ausmachen.

In seinen Romanen wie etwa „Mesopotamien“ beschreibt Serhij Zhadan dieses lebendige Durcheinander alltäglicher Geschichten in der Ukraine sehr eindrücklich. Die georgisch-deutsche Autorin Nino Haratischwilli hat soeben auch einen Roman geschrieben, in dem es um das Aufkeimen von Hoffnung und Lebenslust vor dreißig Jahren und dann um die nicht eingelösten

Versprechen geht. Während in Russland der Repressionsapparat massiv ausgebaut wurde, sind in Deutschland zuletzt sowieso einige Romane von deutschen Autor\*innen mit ex-sowjetischem Hintergrund erschienen, die hellsichtig und literarisch versiert die sowjetische Malaise beschreiben.

Man kann dabei an Sasha Marianna Salzmanns Roman „Im Menschen muss alles herrlich sein“ denken, und zwar an seine beiden Teile, den ersten, in dem das Ausmaß von Korruption und Lüge im sowjetischen Alltag beschrieben wird, und auch an den zweiten Teil, in dem die Identitätswürfe der Nachgeborenen auf die Lebenslügen ihrer der Sowjetunion hinterhertrauernden Elterngeneration treffen.

Zu erwähnen ist auch „Zukunftsmusik“, der aktuelle Roman von Katerina Poladjan, sie blickt darin auf die Aufbruchsbedürftigkeit der Sowjetunion zu Gorbatschows Amtsantritt zurück und bezieht sich dabei spielerisch auf den Reichtum und die Vielfalt der russischen Literatur. Putin, Russland, Osteuropa, das alles wird einen, wie immer der aktuelle Krieg ausgehen mag, jetzt noch lange und viel beschäftigen. Es ist dabei wohl wichtig, die literarischen Antennen in den postsowjetischen Raum auf Empfang zu halten. Allein schon, um das Putin-Regime mit seiner Entwertung individueller Geschichten nicht durchkommen zu lassen.

Im Herbst wird Juri Andruchowytshs großer neuer Roman „Radio Nacht“ herauskommen. „Er hat viele vorausgesehen“, sagt Katharina Raabe.

Erwähnte Bücher:  
**Anthologie „Warum Lesen“**, Suhrkamp Verlag  
**Serhij Zhadan**: „Mesopotamien“, „Internat“, beide Suhrkamp Verlag  
**Nino Haratischwilli**: „Das mangeldene Licht“, Frankfurt/Verlags-Anstalt  
**Sasha Marianna Salzmann**: „Im Menschen muss alles herrlich sein“, Suhrkamp Verlag  
**Katerina Poladjan**: „Zukunftsmusik“, Fischer Verlag  
**Juri Andruchowytsh**: „Radio Nacht“, Suhrkamp Verlag, erscheint im Herbst

Anzeige



Foto: Lukas Lienhard / © Diogenes Verlag

## Dror Mishani

Ein verlassenes Neugeborenes, ein vom Erdboden verschluckter Mann und ein Ermittler, der entscheiden muss, was recht und was gut ist.

Der neue Krimi nach dem sensationellen Bestseller *Drei*.

Mehr auf: [diogenes.ch/drormishani](http://diogenes.ch/drormishani)



Dror Mishani  
*Vertrauen*

Roman · Diogenes

Auch als eBook und Hörbuch

Diogenes

Menschen in der Ukraine

9. Februar 2022: Angehörige der ukrainischen Verteidigungskräfte in den Außenbezirken von Kiew, im Vordergrund ein getarnter Soldat



Foto: Efreim Lukatsky/ap/dpa



**Peter Sís:** „Nicky & Vera. Ein stiller Held des Holocausts und die Kinder, die er rettete“. Übersetzt von Brigitte Jakobitz. Gerstenberg Verlag, Hildesheim 2022. 64 Seiten, 18 Euro, ab 5 Jahren

# Staunen, Wünschen und Hoffen

Neue Kinder- und Jugendbücher von Peter Sís, Núria Tamarit und Antje Damm bieten Rüstzeug zur Welterkundung

Von **Eva-Christina Meier**

Nicholas Winton war ein junger britischer Börsenmakler. Statt wie geplant im Winter 1938 Ski fahren zu gehen, überredete ihn ein Freund, nach Prag zu reisen. In der Stadt erlebte er mit eigenen Augen die dramatische Situation der Flüchtlinge, die vor der Wehrmacht aus dem Sudetenland geflohen waren. Angesichts des drohenden Einmarschs der Deutschen in den übrigen Teil der Tschechoslowakei war Eile geboten. Das erkannte der junge Brit sofort. In seinem Hotel in Prag begann Nicky die Ausreise von 669 jüdischen Kindern nach England zu organisieren. Bis zum Sommer 1939 konnten diese in acht Zügen ohne ihre Eltern außer Landes gebracht werden.



Der 1949 in Brno geborene Illustrator Peter Sís hat dieser außergewöhnlichen Tat ein berührendes Bilderbuch gewidmet. „Nicky & Vera. Ein stiller Held des Holocausts und die Kinder, die er rettete“ erzählt von Nicholas Winton und auch von Vera Gissing, einem zehnjährigen Mädchen, das in einem dieser Kindertransporte allein nach England reiste.

Peter Sís' feine Zeichnungen auf aquarelliertem Hintergrund sind unverwechselbar und zeitlos. Deutlich spürt man stilistische Einflüsse aus Ost und West. Der Trickfilmzeichner und Illustrator wuchs im Kommunismus hinter dem eisernen Vorhang in der Tschechoslowakei auf. Nach einem Auslandsaufenthalt in Los Angeles kehrte er 1984 nicht mehr zurück. In den USA wurde der berühmte Kinderbuchautor Maurice Sendak sein Mentor. Heute lebt Peter Sís in Irvington, New York.

Sein aktuelles Bilderbuch beginnt mit Wintons Jugendjahren in einer philanthropisch geprägten, reformpädagogischen Schule. Gleich auf der ersten Doppelseite zeigt Sís den bebrillten Schüler als Ritter auf einer Taube reitend. In seinen Händen hält er ein Schwert und ein Schild mit dem Leitspruch „Put needs of others first – die Bedürfnisse anderer an erste Stelle setzen.“

Auch die folgenden Seiten stellen die historischen Ereignisse in Form imaginärer, labyrinthhafter Landkarten dar, die ein behutsames Erkunden erlauben. Auf verschlungenen Wegen zeichnen die Aufsichten parallel auch Veras Kindheit nach, die in einer kleinen Stadt in der Nähe

von Prag begann und auf dem Londoner Bahnhof endet. Dort steht das Mädchen allein in einem menschenleeren blauen Raum und trägt all ihre Erinnerungen in sich. Peter Sís wählt eine Symbolik, die auch für ganz junge Menschen zu entschlüsseln ist. Gleichzeitig scheinen seine Illustrationen der kindlichen Vorstellungswelt verbunden geblieben zu sein. Verständlich ergänzt werden sie durch knappe Textpassagen zum historischen Geschehen.

Nicholas Winton erzählte nach dem Krieg niemandem von seiner bemerkenswerten Tat. Jahrzehnte später entdeckte seine Frau die Dokumente der geretteten Kinder in einer Kiste auf dem Dachboden. In einer Fernsehsendung des BBC kam es in der Folge zu einem überraschenden Zusammentreffen der nun erwachsenen Kinder mit ihrem unbekanntem Retter, Nicholas Winton. Eine von ihnen war Vera Gissing. Auch diesen Moment hat Peter Sís auf seine ganz eigene Weise für Kinder festgehalten.

**Teenager ohne WLAN**

Núria Tamarit erzählt in ihrer Graphic Novel „Toubab. Zwei Münzen“ von der 17-jährigen Mar, die erstmals in den Senegal reist. Die Französin begleitet ihre Mutter in einen kleinen Ort am Meer, wo diese die Bewohner unterstützen wird, ein

Gemeindehaus für eine Bibliothek und einen Radiosender zu errichten. Der Teenager freut sich auf das gemeinsame Abenteuer, doch bald ahnt sie, dass es auch bedeutet, die kommenden drei Monate ohne WLAN, mit wenig Privatsphäre und (trotz Menstruation) ohne fließend Wasser klarzukommen.

In „Toubab“ lässt die 1993 geborene Comiczeichnerin auch eigene Erfahrungen einfließen, die sie während eines humanitären Hilfseinsatzes im Senegal 2017 machen konnte. Überzeugend gelingt es ihr, der Perspektive der Heranwachsenden, ihrer Neugier, Ungeduld, Freundlichkeit und naiven Ignoranz in den in Gelb und Blau gehaltenen Zeichnungen Ausdruck zu verleihen.

Bald lernt die junge Französin die gleichaltrige Astou im Ort kennen. Während das Bauvorhaben der Mutter langsam Gestalt annimmt, geht die Tochter nun ihre eigenen Wege und verbringt viel Zeit an der Seite der neuen Freundin. Mit aufrichtigem Interesse füreinander und mit neuen Situationen konfrontiert, stellen die jungen Frauen dabei ihre Ansichten und Lebensentwürfe immer wieder gegenseitig infrage.

Mit großen Augen blickt Mar an der Seite von Astou in eine Welt, die sie überrascht, weil sie kom-

plett anders funktioniert als ihre eigene Welt.

**Vorbei an Häusern**

Bereits in früheren Bilderbüchern inszenierte die Architektin und Kinderbuchautorin Antje Damm ihre lebendigen Bilderbuchgeschichten als dreidimensionale Bühne im Schulkartonformat. In ihrem jüngsten Pappbilderbuch „Der Wunsch“ geht Damm einen Schritt weiter. Für die Erzählung arrangiert sie grob geschnittene und in leuchtenden Farben kontrastreich bemalte Figuren. Mit großer räumlicher Tiefe hält sie die wechselnden Szenen anschließend fotografisch fest. „Der Wunsch“ handelt von Fips und seiner Großmutter. In dem bildstarken Buch spazieren sie Hand in Hand vorbei an Häusern, Landschaften, Menschen und Tieren. Dabei entwickelt die Großmutter eine Art Fragespiel. „Wenn Du Dir etwas wünschen dürftest, was wäre das?“ Stimmig fügt sich der Text in wackeligen Lettern auf jeder Doppelseite ein. Woran denkt Oma wohl? Durch aufmerksames Betrachten lässt sich das nicht schwer erraten. Vielleicht an einen Hund, ein Geschwisterkind oder daran zu fliegen wie eine Möwe? Langsam wird Fips ungeduldig. Er träumt von etwas ganz anderem – zusammen mit Oma. Und dieser Wunsch wird wahr.



**Núria Tamarit:** „Toubab. Zwei Münzen“. Reprodukt. Aus dem Spanischen von Lea Hübner. Berlin 2022. 128 Seiten, 20 Euro, ab 14 Jahren



**Antje Damm:** „Der Wunsch“. Moritz Verlag, Frankfurt am Main 2022. 22 Seiten, 12 Euro, ab 3 Jahren

Anzeigen

**Das Klima des Kapitals**  
Gesellschaftliche Naturverhältnisse und Ökonomekritik  
312 Seiten, 18,00 €  
ISBN 978-3-320-02391-1

**Dietz Berlin**  
dietzberlin.de

**Objekt der Rendite**  
Zur Wohnungsfrage und was Engels noch nicht wissen konnte  
216 Seiten, 16,00 €  
ISBN 978-3-320-02388-1

Mit Beiträgen von Martina Backes, Maximilian Becker, Peter Bierl, Valeria Bruschi, Mike Davis, direction f, Alexander Dunlap, Silvia Federici, Julia Fritzsche, Ehrenfried Galander, Jan Hoff, Daniel Hofinger, Stefanie Hürtgen, Guillaume Pitron, Nora Rätzsch, Christian Schmidt, Rainer Trampert und Markus Wissen.

**Liberté, Égalité, Fragilité**

Nach fünf Jahren Macron und zwei Jahren Pandemie scheinen Frankreichs Grundsätze von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit fragil geworden zu sein.

**Jetzt bestellen**

**9,50 €**, broschüriert, 112 Seiten.  
Auch als Prämie für ein Zeitungsabo von Le Monde diplomatique unter [monde-diplomatique.de/edition-imd](http://monde-diplomatique.de/edition-imd) shop@taz.de • T. (030) 25 90 21 38

# Ein Geist der Freiheit

Der Neoliberalismus ist nicht an allem schuld, sondern eine Diskursfalle. Über Philipp Lepenies' „Verbot und Verzicht“

Von Peter Unfried

Wir leben in einer Mediengesellschaft, in der Teile den Eindruck haben oder strategisch erwecken, dass Ordnung- und Regulierungspolitik nicht legitim sind und Verbote Freiheitsberaubung. Die zentrale Behauptung des Politikwissenschaftlers Philipp Lepenies in „Verbot und Verzicht“: Dahinter steckt im Großen und Ganzen der Neoliberalismus. Dessen Botschaft ist bekanntlich: Je mehr Markt und je weniger Staat, desto besser für alle. Dieses Denken hätten, strategisch geplant, seine Propheten Friedrich August Hayek und Milton Friedman hegemonial gemacht und das habe zu einer „Politik des Unterlassens“ geführt. Damit ist die Nicht-Klimapolitik der Merkel-Jahre gut beschrieben.

Aus dem Bürger wurde derweil ein Konsument, dessen Freiheit, Identität und Demokratie teilhaben sich im individuellen und ungestörten Konsum vollziehen soll. Verbot und Verzicht sind in dieser Perspektive freiheits-, identitäts- und demokratiefeindlich. Die Verkäufer des Neoliberalismus benutzen im Wesentlichen vier bewährte Rhetoriken gegen Verbote. 1. Sie erreichen nur das Gegenteil des Beabsichtigten. 2. Sie bringen eh nichts. 3. Sie bedrohen den Wohlstand, die Industrie und die „fleißigen Leute“ bzw. den „kleinen Mann“. 4. Sie sind Freiheitsberaubung durch einen Staat, der „bevormundet“ und ideologisch umzerien will.

Es ist eine Stärke von Lepenies, wie er Strategien und Floskel-ABC der liberalkonservativen oder auch sozialdemokratischen Politiker, Wissenschaftler und Leitartikel offenlegt. Er zeigt, wie die groß angelegte Werbekampagne der Neoliberalismus-Verkäufer und -Profiteure dazu beigetragen hat, Politik und das Gemeinsame zu schwächen. Aber dieses Blaming des Neoliberalismus ist zu eindimensional und trifft jenseits des Finanzsektors längst nicht auf alle Politikbereiche zu. Außerdem wird heute weniger im Nationalstaat und prioritär in Brüssel reguliert, was sehr gern als Gängelung und Regulierungswahn beschrieben wird.

Aber von Anfang an: Der bundesdeutsche Nachkriegsstaat war zunächst ein stark regulierender, wirtschaftlich und vor allem gesellschaftlich. Das funktionierte in den frühen 70ern nicht mehr, erst revolutionierte die Jugend gegen Unterdrückung einer autoritär organisierten Gesellschaft, dann geriet das „Wirtschaftswunder“ in seine erste große Nachkriegskrise. Die politische Antwort: „öffnender Liberalismus“ (Andreas Reckwitz). Weniger Regulierung, die Leute und Unternehmen mehr machen lassen.

Während der brutalst regulierte Sozialismus ökonomisch und moralisch pleiteging, haben die liberalen Öffnungen im Westen wie globalen Süden einen Zuwachs an verbesserterem Leben gebracht. Lebenserwartung, Gesundheit, Wohlstand, Freiheit, Sicherheit – alles besser geworden. Nicht für alle,

aber für sehr viele. Durch den sogenannten Paternoster-Effekt sind allerdings in den Industriegesellschaften die einen auf- und andere abgestiegen. Das ist der Grund, warum nun das Paradigma der Öffnung bis auf Weiteres an sein Ende gekommen ist, der andere und noch zentralere, weil jenseits allen ideologischen Streits: Der physikalischen Realität der Erderhitzung ist damit nicht zu begegnen. Der Markt kann aus sich heraus die sozialökologische Transformation zur postfossilen Gesellschaft nicht schaffen, weil das Problem für den Markt nicht existiert. Es braucht neue Politik, die die Kosten dieser Erderhitzung einpreist und damit und mit anderen Instrumenten die Kräfte des Marktes für technologisch-ökologische Innovation entfesselt.

Zwar ist es richtig, dass die neoliberalen Verkäufer Verbote als Freiheitsberaubung politisch stigmatisiert und Konsum als Substitution etabliert haben, aber das ist nur die eine Seite.

Die gesellschaftliche Bewegung von 1968 war im Kern auch eine emanzipatorische Anti-Verbots-Initiative. Sex ohne Ehe, Homosexualität, Abtreibung – war ja alles verboten. „Wir haben uns befreit von Verboten“, sagt Daniel Cohn-Bendit, der die Revolte gegen den autoritären Staat auf den Barrikaden von Paris anführte. „Das waren nicht neoliberale Spindoktoren, das war in uns.“

Mit der emanzipatorischen Individualisierung und all ihren großartigen Errungenschaften haben

wir uns aber halt auch kulturell vom Gemeinsamen emanzipiert und befreit.

Wenn wir uns das Sprechen heute anschauen, so muss man den Neoliberalismus überhaupt nicht mehr rhetorisch bekämpfen. Selbst Macron und Lindner sind umgeschwenkt. Der Staat ist „der neue Superstar“ (Zeit), er soll jetzt alles richten. Und bezahlen soll er es auch. Aber womöglich irrt das linkssozialdemokratische Denken ja, in dem ja immer alles gut wird, wenn der Staat feste lenkt und sich Geld pumpt und dann verteilt, dass es nur so sheppert.

Sozialökologie, das Paradigma des 21. Jahrhunderts, ist etwas völlig anderes als Sozialdemokratie und auch Christdemokratie, weil die zentrale Frage nicht mehr lautet: Wie viel Umverteilung? Und auch nicht: Wie viel Staat? Die Fragen lauten: Was für ein Staat? Wo genau braucht es welche innovativen politischen Instrumente, um die Transformation der Wirtschaft voranzubringen?

Und da haben sowohl Armin Laschet als auch Olaf Scholz im Wahlkampf Slapstick-Antworten gegeben. Laschet wollte einfach warten, was den Unternehmern so einfällt. Scholz sagte immer nur: Mit mir keine Verbote. Beides ist genau jene „Politik des Unterlassens“, die Lepenies zu Recht anprangert. Aber sagte Scholz nicht auch: Mit mir Mindestlohn? Ja, sagte er. Das war im Hinblick auf eine verlorene SPD-Wählergruppe und ihre ökonomischen Probleme

auch richtig. Aber mit beidem – Mindestlohn ja, „Verbote“ nein – hat Scholz klar gemacht, dass er wirklich der legitime Merkel-Erbe ist, indem er die Krisen der Gegenwart sozialverträglich moderiert, solange das eben noch geht, aber nicht mehr politisch überwinden will. Vizekanzler Robert Habeck hat derweil in seinen Jahren als Parteivorsitzender maßgeblich für ein neues Grünes Grundsatzprogramm gesorgt, das den Staat rehabilitiert, aber eben nicht in der Endlosschleife der alten Bundesrepublik verharrt.

Will sagen: Lepenies' Analysen können hilfreich sein, um den neuen Benzinpreis-Populismus zu verstehen und alles, was jetzt kommt, um mit Verbots- und Verzichtsretorik eine Mehrheitsgesellschaft zu verhindern, die Demokratie und Freiheit sozialökologisch verteidigt. Aber grundsätzlich muss man sich vor dieser Diskursfalle des Verbotsgeschwätzes hüten. Es gab immer Regulierung, es wird immer Regulierung brauchen.

Übrigens: Alle unsere beliebten Anti-Engagements (Anti-Neoliberalismus, Anti-Faschismus, Anti-Militarismus, Anti-Atomkraft usw.) greifen zu kurz, weil „Verhindern“ allein nicht reicht und keine innovativen Kräfte freisetzt. Das hört der Classic-Linke vermutlich nicht gern, aber der Fokus muss jetzt darauf liegen, die richtigen politischen Instrumente zu finden, damit aus unternehmerischer Wucht eine sozialökologische Wirtschaft entstehen kann.



Menschen in der Ukraine

2. März 2022: Eine Frau im ukrainischen Ort Dachne. Die Häuser wurden am Tag zuvor von den Russen bombardiert

Foto: Tyler Hicks/ NYT/redux/laif



**Philipp Lepenies:** „Verbot und Verzicht. Politik aus dem Geiste des Unterlassens“. Suhrkamp Verlag, Berlin 2022, 266 Seiten, 18 Euro



«Ein großartiges Debüt einer gefährlich talentierten neuen Autorin.»

Lauren Groff

«Wie klares Wasser, das freilegt, was unter der Oberfläche liegt. Die Sätze sind kurz und präzise und sagen zuverlässig auch das Ungesagte. Dabei ist viel Wärme im Spiel.»

Markus Hockenbrink, Galore

«Bezaubernde Prosa ... Ein Porträt, das sich sowohl originell als auch verblüffend vertraut anfühlt.» Elle



**C.H. BECK**  
www.chbeck.de  
Der C.H. Beck Newsletter: Die Welt im Buch  
Aus dem Englischen von Anke Caroline Burger und Claudia Ailinghaus. 290 Seiten | Pappeband | € 23,- | ISBN 978-3-466-78157-5  
chbeck.de/nlz

Anzeige

# Die Sache mit dem Begehren

Patriarchale Diskurse und innerfeministische Kämpfe: Die Oxford-Philosophin Amia Srinivasan ordnet in „Das Recht auf Sex“ die Karten neu und fragt: Was bedeutet es, wirklich frei zu sein?

Von Marlen Hobrack



**Amia Srinivasan: „Das Recht auf Sex. Feminismus im 21. Jahrhundert“.** Aus dem Englischen von Anne Emmert und Claudia Arlinghaus. Klett Cotta Verlag, Stuttgart 2022, 320 Seiten, 24 Euro

Nicht selten, wenn jemand „den Feminismus“ kritisiert, halten Feministinnen entgegen, dass es *den einen* Feminismus so wenig wie *die Frau* gebe. Je nach Hautfarbe, Ethnie und Klassenzugehörigkeit können feministische Kämpfe ganz unterschiedlich gestaltet sein. Umso erstaunlicher (oder eben auch nicht) ist es, dass die dominante Form des Feminismus jener der weißen Mittelschichtsfrauen ist.

Die indisch-amerikanische Autorin und Professorin Amia Srinivasan widmet sich in ihrem erhellenden wie provokanten Buch „Das Recht auf Sex“ diesen innerfeministischen (Macht-)Kämpfen, wie sie etwa in Fragen des Verbots von Pornografie oder Prostitution zum Vorschein kommen. Srinivasan greift eine Reihe von zeitgenössischen Diskursen um Sexualität auf, beispielsweise den sexuellen Konsens betreffend. Wie wurde aus „Nein heißt nein“, „Nur ja heißt ja“? Sie legt den Finger in die Wunde, wenn sie fragt, warum so viele Fe-

ministinnen zur Neuordnung der Machtverhältnisse in Geschlechts- und Sexualitätsfragen ausgerechnet auf den karzeralen, patriarchalen Staat vertrauen. Ist Gerechtigkeit hergestellt, wenn Gesetze erlassen oder einzelne Männer – bevorzugt schwarze oder arme Männer – für ihre Vergehen weggesperrt werden, während das System bestehen bleibt?

Die Liste der innerfeministischen Kämpfe um Sex ist in der Tat lang. Viele Konflikte drehen sich um die Frage, wie natürlich Geschlecht, Begehren und sexuelle Identität sind. Srinivasan zeigt das am Konzept des politischen Lesbentums. Während im gegenwärtigen Diskurs Homo- oder Trans-Sexualität als angeborener Teil der Identität verstanden wird, gab es in den 1970er und 80er Jahren viele Advokatinnen des politischen Lesbentums: Da jede heterosexuelle Beziehung zwangsläufig von Gewalt und Machtpraxen durchdrungen sei, sei der einzige Ausweg die Hinwendung zu lesbischen Beziehungen, so die These. Das Begehren, das auf Männer konditioniert sei, ließe sich umtrainieren, zugleich könnte man gewissermaßen Männer bestrafen, in denen

man ihnen vorenthielte, was sie suchen: Sex und emotionale Fürsorge.

Srinivasan erkennt an, dass „die Ideologie der angeborene(n) Präferenz“ ihre politische Berechtigung habe. Andererseits kollidiert diese Betrachtungsweise „mit den konstruktivistischen, antiessentialistischen Tendenzen des Feminismus“. Wenn lesbisches Begehren angeboren, heterosexuelles Begehren aber die Konsequenz einer heterosexuellen Zwangsmatrix sein soll, gerät man in eine ideologische Zwickmühle.

## Believe women oder niemand hat ein Recht auf Sex

Die damalige Debatte hat zwei moderne Wiedergänger: Der eine ist die Suche nach nicht-patriarchalen Beziehungsformen fernab der Kleinfamilie. Die andere ist die teils heftig geführte Debatte um die Ablehnung von Trans-Frauen als potenzielle Sexualpartner durch einige lesbische Frauen.

Die BBC veröffentlichte vor Kurzem einen Artikel, in dem lesbische Frauen davon berichteten, Teile der queeren Community würden sie als transfeindlich framen, sofern sie nicht dem Sex mit Trans-Frauen zu-

stimmten; andere fühlten sich gar von Trans-Frauen genötigt. Die einen sahen in dem Text ein Zeichen von Transphobie.

Andere fragten, warum in diesem Fall die Formel „believe women“ nicht gelte. „Believe women“ meint, dass man einem potenziellen Opfer sexueller Nötigung mit einer Glaubwürdigkeitsvermutung gegenüberzutreten sollte.

Srinivasan führt die Debatte zu ihrer Kernfrage: Gibt es ein Recht auf Sex? Nein, niemand habe ein Recht auf Sex. Aber bei dieser Feststellung dürfe man nicht stehen bleiben. Wer hat weniger Chancen, sein Begehren verwirklicht zu sehen? Menschen, die nicht den geltenden Normen von sexueller Attraktivität (also Fuckability) entsprechen.

Wenn einigen Menschen sexuelle Attraktivität abgesprochen wird, bewegen wir uns aber auf dem Feld der politischen Voraussetzungen für das Begehren. Es ist keineswegs so, dass unser Begehren „natürlich“ in uns erwächst, sondern es wird geprägt durch Bilder und Standards, die sehr genau festlegen, was begehrt werden *darf* und was begehrt werden *soll*.

Srinivasan stellt dem Problem der Trans-Frauen das Thema der Incels entgegen. Auch Letztere fordern ein Recht auf Sex, auch sie klagen an, dass Frauen nicht mit ihnen schlafen wollen, weswegen sie unfreiwillig zölibatär leben müssten.

Der Unterschied sei aber, und das zeigt Srinivasan anhand des Manifests von Elliot Rodger, der in der Incel-Szene Heldenstatus genießt, dass Incels Sex mit einer bestimmten Art Frau fordern. Nämlich solchen, deren hoher sexueller Status ihren Status als Mann aufwertet. Auch dieses Begehren ist nicht apolitisch, sondern durchdrungen von Politik in Form von Status und patriarchalen Vorstellungen von männlichen Vorrechten.

Srinivasans Buch destabilisiert nicht nur patriarchale Diskurse, es ordnet auch die feministischen Karten neu, indem es einmal mehr den Blick auf blinde Flecken lenkt. Ihre Analysen sind gleichermaßen bestechend scharf wie differenziert.

Auch wenn die eine oder andere Position Widerspruch generieren mag: Srinivasans Buch ist eine Aufforderung, Feminismus im 21. Jahrhundert neu, differenzierter zu denken.



Menschen in der Ukraine

3. März 2022: Rauchschwaden aus einem Lagerhaus im Dorf Chaiky, das nach Angaben der örtlichen Behörden nach dem Beschuss durch russische Truppen Feuer gefangen hat

Foto: Serhii Nuzhnenko/reuters



Foto: Anja Weber

Dirk Knippichs taz Literaturredakteur

## IST HEUTE DER TAG, AN DEM DU BUTTER BEI DIE FISCHES GIBST UND MITEIGENTÜMER\*IN DEINER ZEITUNG WIRST?

Weil demokratische Gesellschaften eine freie Presse brauchen, sichern inzwischen über 21.500 Leser\*innen die publizistische und ökonomische Unabhängigkeit ihrer Zeitung. Werden auch Sie Mitglied der taz Genossenschaft. Mit einer Einlage ab 500 Euro (wahlweise auch in 20 Raten zahlbar) können Sie Miteigentümer\*in werden.

Noch Fragen? (030) 25 90 22 13 oder [geno@taz.de](mailto:geno@taz.de)  
[genossenschaft.taz.de](http://genossenschaft.taz.de)



taz Verlagsgenossenschaft eG, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin



Menschen in der Ukraine

3. März 2022: Abschied am Bahnhof von Kiew. Sie steigt in einen Zug nach Lemberg, er muss bleiben

Foto: Emilio Morenatti/ap/dpa

## Die ungleiche Gleichheit

Ronen Steinke zeigt grundlegende Ungerechtigkeiten im Strafsystem und spricht von Klassenjustiz

Von Lea Fauth

Der Titel des Buches mag etwas übertrieben klingen, wenn man sich mit dem Thema nicht auskennt. Ja, mag man denken, vielleicht gibt es die ein oder andere Ungerechtigkeit im Justizsystem. Ronen Steinke belehrt uns eines Besseren und öffnet den Blick auf etwas, das man einen zivilisatorischen Abgrund nennen kann. „Vor dem Gesetz sind nicht alle gleich. Die neue Klassenjustiz“ ist die akribische Untersuchung eines Justizsystems, das für Mittellose zerstörerisch ist.

Da ist etwa jener Paragraf, der besonders hohe Strafe verlangt, wenn jemand stiehlt, um seinen Lebensunterhalt zu finanzieren. Klaut ein Obdachloser drei Rasierer im Wert von 59,97 Euro, fällt seine Strafe meistens höher aus als bei einer Person, die das nicht so nötig hat. Dem Obdachlosen wird nämlich „Gewerbsmäßigkeit“ unterstellt: die Absicht, sich an dem Diebesgut zu bereichern. Da ist außerdem die Tatsache, dass es in Deutschland keine Pflichtverteidigung gibt. Nur bei besonders schweren Delikten wird eine Pflichtverteidigung gestattet – das trifft nur auf 10 Prozent aller Fälle zu. Wer sich die Anwältin also nicht leisten kann, steht alleine da.

Steinke variiert zwischen gut informierter Analyse und Reportage vor Ort. Und die hat es in sich, denn es sind Orte, von denen man nicht unbedingt weiß, dass es sie gibt. Jenes Gefängnis voller Inhaftierter, die niemals von Richtern in eine Haftstrafe verurteilt wurden, sondern wegen Zahlungsunfähigkeit hier landen. Jener Hinterraum im Landeskriminalamt, ein Schnellgericht, in dem arme Menschen ohne Anwaltschutz innerhalb von 10 Minuten mit teils existenziellen Urteilen „abgefertigt“ werden.

Was im Hartz-IV-System schon Tatsache ist, erweist sich vor Gericht und in polizeilichen Ermittlungen als eben so wahr: Wer in Deutschland arm ist, bekommt keine Unterstützung, sondern wird bestraft. In dieser Welt werden Drogen- und Alkoholprobleme nicht etwa als ein zusätzliches Leid verstanden, sondern als besondere Schuld. So wird Ungerechtigkeit auf vielen Ebenen reproduziert: formell durch Gesetze, praktisch durch weit verbreitete Vorurteile und Stigmatisierungen.

Der Autor benennt allerdings auch die Kehrseite: eine erschreckende Bevorteilung der Reichen. Die können ihre verhältnismäßig geringen Strafzahlungen als Manager, je nach Fall, aus der Unternehmenskasse zahlen und von der Steuer absetzen. Oftmals wird das Verfahren aber sowieso eingestellt, weil die Gerichte schlicht keine Kapazitäten haben, sich mit großen Anwaltsteams auseinanderzusetzen. In dieser Gegenüberstellung bringt Steinke die schreiende Ungerechtigkeit auf den Punkt: Es gibt keine Gleichbehandlung, sondern es gibt Menschen mit Vermögen und Menschen ohne Vermögen.

Es bleibt zu hoffen, dass dieses Buch eine große Öffentlichkeit erreicht.



Peter Geimer: „Die Farben der Vergangenheit“. C.H. Beck, München 2022, 304 Seiten, 38 Euro



Ronen Steinke: „Vor dem Gesetz sind nicht alle gleich“. Berlin Verlag, Berlin 2022, 272 Seiten, 20 Euro

## Geschichte im Bild

Der Kunsthistoriker Peter Geimer sucht in seinem Buch „Die Farben der Vergangenheit. Wie Geschichte zu Bildern wird“ nach einer Balance zwischen Aneignung und Fremdheit

Von Katrin Bettina Müller

Wie entstehen Bilder des Vergangenen? Welche Rolle spielt die Gegenwart für die Inszenierung des Malers oder Fotografen? Wie wird Nähe hergestellt, wieviel Distanz benötigt? Wie gelingt es, eine Balance zwischen dem Prozess der Vorstellung des nicht mehr Existierenden und dem Wissen um seine Flüchtigkeit herzustellen? Diese Fragen verfolgt der Kunsthistoriker Peter Geimer in seinem Buch „Die Farben der Vergangenheit. Wie Geschichte zu Bildern wird“ an unterschiedlichen Beispielen aus der Historienmalerei, aus der Geschichte der Panoramen, an Fotografie und Film.

Das dritte Kapitel etwa, „Im Fixierbad der Geschichte“, setzt sich mit frühen Fotografien auseinander. Wir lernen Palästina-Reisende kennen, die mit Kamera und Stativ die Orte des Kreuzwegs der Passion Christi in Jerusalem aufsuchen. Da ist Louis de Clerc, der die Stationen des Kreuzwegs um 1860 als leere Orte zeigt, Dokument einer Gegenwart, die kaum noch Spuren

dessen aufweist, was dort der Legende nach geschah und das dennoch über das Abwesende die Aura des „es geschah hier“ vermittelt. Wie de Clerc dafür Licht und Schatten einsetzte, architektonische Details wie den Schaft einer zerbrochenen Säule als Zeichen des Vergänglichten nutzte, verfolgt Geimer genau. Da ist Fred Holland Day, der 1898 an ebenjene Orte reiste, aber, inspiriert von den Passionsfestspielen in Oberammergau, ein Reenactment inszenierte und selbst den Christus am Kreuz gab. Ein erbarmungswürdiger Körper, und dennoch lenkt bei ihm der Einsatz der Mikry von der ursprünglichen Geschichte ab und verwischt die Anstrengung, die Jahrhunderte zwischen dem Erzählten und der Zeit des Erzählers zu überbrücken.

Zuletzt ist da noch der Maler James Tissot, der im Versuch der Identifizierung mit dem leidenden Christus noch einen Schritt weiterging und 1886 ein Bild begann, „Was unser Herr vom Kreuz aus sah“, das von oben auf die zum Kreuz hochschauenden Trauernden und Spottenden blickt. Und in dieser Theatralik nicht frei von Komik ist. Geimer ist ein guter Erzähler,

der mit Vergnügen auch gerade jene Details vor den Augen des Lesers ausbreitet, die das Unternehmen der Künstler, ihrer Bilderzählung Authentizität zu verleihen, fragwürdig erscheinen ließen. Er zitiert mit Genuss und ausführlich ihre Kritiker, aber auch aus den Chroniken ihrer Detailbesessenheit. Es scheint manchmal fast eine Mission, mit der die Künstler (wirklich alles Männer in diesem Buch) nach den Zipfeln des Vergangenen greifen. Man liest gespannt von den Recherchen etwa des Historienmalers Meissonier, der sich Jahrzehnte nach Napoleons Tod dessen Uniform nachschneidern ließ, sich damit selbst auf einem Holzpfeder im Hinterhof im Spiegel malte und die Schneelandschaft, in der die Hufe der Pferde und die Stiefel der Generale Spuren hinterlassen haben, mit Mehl, Ton und Salz modellierte. Und doch wurde er ob seiner Detailversessenheit schon von Zeitgenossen wie Zola als Knöpfzähler, der den Geschmack der Bourgeoisie bedient, verspottet. Man erfährt vom großen Rechercheaufwand für die Panoramen, die historischen Schlachten galten.

Irgendwann fällt es dann auf, dass fast alle Beispiele Geimers,

wenn nicht von der Passionsgeschichte, dann von militärischer Geschichte handeln.

Am Ende setzt er sich mit verschiedenen Strategien in Filmprojekten der Gegenwart auseinander, aus filmischem und fotografischem Archivmaterial ein beglaubigtes Bild der Vergangenheit nicht bloß zu dokumentieren, sondern zu reanimieren. Dass das Nachkolorieren von schwarzweißen Bildern aus dem Imperial War Museum in London etwa genutzt wurde, um emotional eine größere Nähe zu den im Bild erscheinenden Soldaten aus den Grabenkämpfen des Ersten Weltkriegs herzustellen, wie in Peter Jacksons „They Shall Not Grow Old“, von 2018.

Geimer begegnet solchen Versuchen der Anverwandlung mit Skepsis, auch weil sie Distanz und Respekt gegenüber denen vermissen lassen, mit deren Bild lange nach ihrem Tod hier gearbeitet wird.

Aber auch, weil er bei diesen Projekten vermisst, die Spannung zwischen zwei gegenläufigen Bewegungen offenzulhalten: Die Arbeit an der Rekonstruktion oder Reanimation der Geschichte sollte ihr Vergangensein, dass sie sich dem Zugriff entzieht, nicht überspielen.



## LANDLUST

Land ist weder der romantisierende Sehnsuchtstraum von gestressten Städtern – noch der Ort, wo nur noch Nazis marodieren. Land ist da, wo mit der Pandemie plötzlich Zukunftsräume gedacht werden können. Wir zeigen sie.

Mit Landwirtschaftsminister Cem Özdemir, der CDU-Politikerin Serap Güler, dem Publizisten Nils Minkmar, der Bäuerin Anja Hradetzky und Harald Welzer.

Vier Ausgaben für 34 Euro:

tazfutzurwei.de/abo  
futzurwei.abo@taz.de  
T (030) 25 902 000



FUTURZWEI-Abo-Prämie

Limitierter Siebdruck auf Bio-Baumwollrucksack gestaltet von Donata Kindesperk für taz FUTURZWEI

taz FUTURZWEI  
Magazin für Zukunft und Politik

# Ist ein menschliches Herz eigentlich Biomüll?

Wolf Haas fügt der langen Anti-Karriere seines Protagonisten Brenner eine neue Episode hinzu. In „Müll“, dem neunten Fall, stellen sich unter anderem abfallwirtschaftliche und transplantationsjuristische Fragen

Von Elke Brüns

Und schon ist man wieder drin im wohlvertrauten Brenner-Sound. Das Hirn ergeht sich erfreut in Imitationen wie „wohlvertraut Hilfsausdruck“ oder „Wo bei. Brenner-Sound. Was heißt das jetzt?“ Auch in „Müll“, Wolf Haas' neuem, nunmehr neunten Krimi um den Ex-Polizisten und Ex-Detektiv Simon Brenner, spielt die Lust an Sprache und Stil wieder eine mindestens so große Rolle wie die an der Lösung verquerer Verbrechen.

Die wieder einmal an einem makabren Fundort beginnen. Diesmal liegen Leichenteile auf einem Recyclinghof, österreichisch: Mistplatz. In einer furiosen Öffnungsszene führt der Erzähler penibel die Fundstellen von Knie, Kopf und weiteren Einzelteilen des toten Franz Schall auf, um sich dann in ökologisch korrekten Überlegungen zu Recyclingverfahren zu ergehen: „Knie in Wanne 4, da kannst du von einem Kreislauf nur träumen. Menschliches Knie wäre natürlich, wenn schon, Biomüll. Wanne 19. Oder zur

Not, zur äußersten Not von mir aus Kompost. Wanne 12.“

Bei den „Mistler“ genannten Müllwerkern hat auch Simon Brenner mittlerweile sein berufliches Unterkommen gefunden. Als Wohnungsloser fristet er ein Dasein als „Bettgeher“ – erlebt in Wohnungen, deren Bewohner im Urlaub weilen –, wobei ihm seine alten Polizeikennnisse über Einbrüche hier sehr praktisch zur Hilfe kommen. Auch praktisch, dass die Leichenteile direkt vor seiner Nase gefunden werden. Geliefert wurden sie in Kartons der Transportfirma Tobias, die damit irritierenderweise von Franz Schall beauftragt wurde.

Obwohl die Tochter des Ermordeten sofort die „Organmafia“ hinter der Tat vermutet, bietet sich nicht nur statistisch – 95 Prozent aller Tötungsdelikte sind Beziehungstaten –, sondern auch symbolisch – unter den Leichenstücken fehlte das Herz – die verlassene und nun un auffindbare Ehefrau des Ermordeten als Mörderin an. So gestaltet es sich eingangs eher krimitechnisch überschaubar, und gerade als man

denkt, dass man sich in des Erzählers Parlando gemütlich einrichten kann, nimmt der Text neu Fahrt auf und biegt in eine ganz andere Richtung ein. Die Nutzung von Organen spielt doch noch eine Rolle, aber ganz anders als gedacht und vor allem viel tragischer.

Eingebaut ist der Fall in Problemlagen, die nicht nur in abfallwirtschaftlicher, sondern auch in transplantationsjuristischer Hinsicht Fragen aufwerfen. Angesichts unterschiedlicher Rechtslagen – in Deutschland muss man einer Organentnahme aktiv zustimmen, in Österreich hingegen aktiv widersprechen – stellt sich die Frage, ob ein Organ eigentlich nationalstaatlich eingebunden ist: „Ein Deutscher stirbt in Österreich. Gilt dann das österreichische Recht oder das deutsche für seine Organe?“ Doch angesichts des Mangels an Transplantationsorganen werden solche Fälle wohl eher pragmatisch gelöst: „Durch die Zustimmungsregel haben wir eben oft einen Engpass bei den Organen. Auf der deutschen Seite, verstehst. Auf der anderen

Seite der Grenze liegen die Organe auf der Straße, und in Deutschland ist der Engpass. Natürlich ist alles europäisch geregelt, weißt du. Zentrale Organverwaltung. Aber wenn es schnell gehen muss, bleibt einem oft nur der kurze Dienstweg.“

Die Geschichte führt schlussendlich in den „toten Winkel“ einer Biografie, und dass das darin Verborgene durch einen Autounfall mit Todesfolge entstand und nun während einer Autofahrt ans Licht geholt wird, bringt die Überblendungskünste von Haas – den metaphorisch aufgeladenen Alltagsrealismus – schön auf den Punkt. Es ist eine der großen Fertigkeiten dieses Autors, eine abgründig traurige Geschichte um Schuld und Sühne, Mord und Moral so lustig zu erzählen, dass sich zur Spannung eines dann zunehmend windungsreichen Plots noch eine Achterbahnfahrt der Gefühle gesellt.

Die literarische Leistung des Haas'schen Universums zeigt sich vielleicht am ehesten im Kontrast zum „skandinavischen“ Thrillerunwesen: Während dieses gerne

durch bestialisch-sadistisches Ausweiden und Abschachten zu seinen Leichenteilen kommt und mittels abstruser Körperdekorationen schwerblütig Bedeutung erzeugen will, bewegt man sich bei Haas wieder zwischen aberwitzigen, Lachanfällen erzeugenden Abgründen und Grotesken, die den sogenannten guten Geschmack noch nicht einmal ignorieren.

Im Unterschied zu den Thrillern, die zumeist ohne jedes sprachliche Erbarmen auf die Nervenenden der Leserschaft einhämmern, kommt hier wieder die Mimesis ans mündliche Erzählen zum Tragen – die singuläre, hochstilisierte Kunstform „Haasisch“, denen die Brenner-Krimis ihren Erfolg verdanken.

Im Verlauf der langen Anti-Karriere seines Protagonisten Simon Brenner hatte Wolf Haas diesen schon sterben lassen und dann zur Freude seiner Fans wieder exhumiert. „Müll“ fügt sich damit ein in eine gelungene literarische Kreislaufwirtschaft, denn: Einen Brenner lesen heißt einen Brenner wiederlesen.



Menschen in der Ukraine

3. März 2022: Drei ukrainische Kinder in einem unbeheizten Zug, der zur Evakuierung eingesetzt ist

Foto: Vadim Ghirda/ap



Wolf Haas: „Müll“, Hoffmann und Campe, Hamburg 2022. 288 Seiten, 24 Euro

## taz talk

Die taz ist seit Beginn der Leipziger Buchmesse vor Ort. Seit 2015 begrüßen wir Autor:innen auf unserem Sofa im taz Studio vor Live-Publikum. Natürlich war unser Stand samt Studio auch für dieses Jahr gebucht. Aber dann wurde die Messe abgesagt. Was bleibt ist ein bunt gemischtes taz Talk-Programm, ersatzweise **live in der taz Kantine in der Friedrichstraße 21 in Berlin**, das uns über die entstandene Leerstelle hinwegtröstet und einen literarischen Frühjahrsimpuls gibt.

Alle Veranstaltungen können auch von zuhause aus im Live-Stream verfolgt oder anschließend jederzeit auf Youtube angeschaut werden. Seien Sie dabei!

Ausführliche Informationen und Buchungsbedingungen finden Sie unter:

[taz.de/buchmesse](https://taz.de/buchmesse)

### Montag, 14. März

#### 18 Uhr | „Hätt' ich ein Kind“

Lea Streisand (Ullstein)

Ein Roman über zwei Freundinnen, die Mütter werden, die eine durch Schwangerschaft, die andere am Ende einer bürokratischen Odyssee durch Adoption.

Moderation: Doris Akrap

#### 20 Uhr | „Intensiv. Wenn der Ausnahmezustand Alltag ist“

Ricardo Lange, Jan Mohnhaupt (dtv)

Ein Intensivpfleger macht seinem Herzen Luft und gibt der Personalnot in Kliniken ein Gesicht.

Moderation: Jan Feddersen

### Dienstag, 15. März

#### 18 Uhr | „Wovon wir träumen“

Lin Hierse (Piper)

Ein subtiles, zärtliches Debüt von Lin Hierse über die Vielheit von Identität und Geister der Migration.

Moderation: Volkan Ağar

### 20 Uhr | „Berlin, 24. Juni 1922“

Thomas Hüetlin (KiWi)

Am 24. Juni 2022 jährt sich die Ermordung von Walther Rathenau zum 100. Mal – eine auf-rüttelnde Reportage, die die Ereignisse wieder auferstehen lässt.

Moderation: Klaus Hillenbrand

### Mittwoch, 16. März

#### 18 Uhr | „Dschninns“

von Fatma Aydemir (Hanser)

Voller Wucht und Schönheit fragt „Dschninns“ nach dem Gebilde Familie, den Blick tief hinein-gerichtet in die Geschichte und weit voraus.

Moderation: Katrin Gottschalk

### 20 Uhr | „Sexuelle Revolution“

Laurie Penny (Edition Nautilus)

Mitreißend und scharf schreibt Laurie Penny über Sex und Macht, Trauma und Widerstand und eine Kultur des Consent, die weit über Sex hinausgeht.

Moderation: Katrin Gottschalk

### Donnerstag, 17. März

#### 18 Uhr | „Wir waren wie Brüder“

Daniel Schulz (Hanser Berlin)

Eine unverklärte Erzählung über Freundschaft, rechte Gewalt und Rassismus im politischen Vakuum der Nachwendzeit.

Moderation: Sarah Ulrich

#### 20 Uhr | „Vor dem Gesetz sind nicht alle gleich“

Ronen Steinke (Berlin)

Eine beunruhigende Reportage zur systematischen Ungerechtigkeit im Strafsystem und Ideen, was sich ändern muss.

Moderation: Ulrike Winkelmann

### Freitag, 18. März

#### 18 Uhr | „Selbstbestimmt. Für reproduktive Rechte“

Gesine Agena, Patricia Hecht, Dinah Riese (Wagenbach)

Die Autorinnen zeigen, wie Frauen jahrhundertelang für Kirche und Staat gebären mussten – und noch heute um ihre reproduktiven Rechte kämpfen.

Moderation: Katrin Gottschalk

### 20 Uhr | „Die singuläre Frau“

Katja Kullmann (Hanser Berlin)

Leidenschaftlich und eigenständig führt Katja Kullmann uns zu einer radikalen Neubewertung der alleinstehenden Frau.

Moderation: Doris Akrap